

Materialienband 7
Facetten feministischer Theoriebildung

**ÜBER
WEIBLICHES BEGEHREN
UND
SEXUELLE DIFFERENZ**

**UND DEN
MANGEL IM HERRSCHENDEN
DISKURS**

**AUTONOME FRAUENBILDUNGSARBEIT
AM BEISPIEL DER
FRANKFURTER FRAUENSCHULE**

**Eine Edition der
Frankfurter Frauenschule / SBF eV**

Inhalt

Einleitung	5
1. Kapitel: Das Projekt Frankfurter Frauenschule Bewegung — Beginn — Symbol und Ort	7
2. Kapitel: Zur Konzeption feministischer Bildung Bildung — ein Blick zurück — Heute — das Ende der Gleichheit —	25
3. Kapitel: Die Kursfrauen Der Kurs — Die Kursfrau — Kursfrau / Teilnehmerinnen — Körperkurse — Produktion und Status von Wissen — Fortbildung	61
4. Kapitel: Die Teilnehmerinnen Weibliche Lebenspraxis — Ansprüche — Beziehung unter Frauen	93
5. Kapitel: Die Projektfrauen und die innere Dynamik des Projekts Das Projekt als Institution — Hierarchie — Projektfrauen — Kursfrauen — Geld — Alltagsarbeit und Routine	133
Literatur	159
Die Reihe 'Materialienband' — Inhalt der Bände 1 — 6 Abonnement- und Bestellvordruck	163

Herausgegeben von:

Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen -SFBF- e.V.
Hamburger Allee 45, 6000 Frankfurt a.M. 90, Tel.: 069-772659

Verlag: Selbstverlag

Satz und Druck: Zypressen, Frankfurt

Copyright: bei den Autorinnen

Diese Arbeit wurde uns ermöglicht durch finanzielle Unterstützung des
BMJFFG.

Einleitung

Der Titel dieser Studie zeigt, zwischen welchen Polen sich dieser Text bewegt und was er setzen will.

Es geht um den Versuch, unsere konkrete Arbeit (exemplarisch für die Arbeit in Frauen-Bildungs-Projekten) zu fassen und darzustellen in einer Begrifflichkeit, die eine offene Perspektive zuläßt auf das Weibliche, wie es sich im Prozeß dieser Arbeit zeigt. Eine offenere Perspektive als die übliche einer soziologischen empirischen Untersuchung, deren Instrumente u.E. nicht imstande sind, einen solchen Prozeß zu erfassen, und offener auch als jene mittlerweile üblich gewordene, sich als feministisch verstehende Perspektive, die häufig genug auch selbstgenügsam und bequem daherkommt.

Um eine solche offene Perspektive zu entwickeln, haben wir bei der Arbeit an dieser Studie begonnen, Kategorien und Begriffe aus unterschiedlichen Theorien und Diskursen zu verwenden, vor allem poststrukturalistische und solche aus der französischen (lacanianischen) Psychoanalyse. Ohne diese Diskurse selbst zu durchqueren, versuchen wir, mit diesen Begriffen zu arbeiten, indem wir sie gewissermaßen neu zusammensetzen, um zu sehen, welchen anderen Blick auf uns, auf die Frauen, auf unsere Arbeit sie uns eröffnen.

Wir haben diese Studie bereits im Lauf des Jahres 1988 (mit finanzieller Unterstützung durch das BMJFFG) geschrieben und hatten damals erst mit dieser Arbeitsweise begonnen. Nun hat sich die Freigabe des Manuskripts

durch das Ministerium so verzögert, daß wir den Text erst jetzt veröffentlichen können. Natürlich hat sich unser Blick mittlerweile weiterentwickelt und ist genauer geworden, so daß wir manchen Aspekt in dieser Untersuchung heute anders angehen würden.

Wir geben den Text dennoch heute so heraus. Auch wenn er sicherlich viele Brüche, Unstimmigkeiten und nicht zuende gedachte Gedanken enthält, hat sich doch dieser Versuch der begrifflichen Fassung unserer Arbeit im weiteren Verlauf als sehr produktiv erwiesen. Er macht uns aufmerksamer, zwingt uns zu mehr Genauigkeit und Kritik als der übliche, auf implizitem Konsens beruhende feministische Diskurs.

Und obgleich der 'pädagogische' Bereich Frauen-Bildungs-Arbeit wohl derjenige ist, in dem die sich feministisch verstehenden Frauen am alleraktivsten sind, fehlen doch völlig theoretische Reflexionen über den Sinn dieser Kursarbeit, ihre Dynamik und ihre Ziele und über die Frage, welche Bedeutung es eigentlich hat, daß sich die Frauenbewegung tendenziell verändert hin zu einem institutionalisierten pädagogischen Arbeitsfeld.

Wir stellen deshalb hiermit den Blick auf unsere Praxis und unsere Reflexion darüber in dieser vorläufigen Form zur Diskussion. Wir danken allen Frauen, von denen wir gelernt haben.

Frankfurt a.M.
Januar 1989/Mai 1990

Die Autorinnen
Barbara Rendtorff (Kapitel 1, 5)
Iris Nikulka (Kapitel 2)
Barbara Köster (Kapitel 3)
Dörthe Jung (Kapitel 4)

I. Kapitel Das Projekt Frankfurter Frauenschule

Die Frankfurter Frauenschule hat ihre praktische Arbeit im Oktober 1982 begonnen. Die Gründung des Vereins (und damit der Beginn der vorbereitenden Diskussionen) erfolgte 1979, also in der historischen Situation, in der die 'aktive Zeit' der neuen Frauenbewegung zu Ende ging und eine Phase der Dezentralisierung und Differenzierung begann – was sich u.a. ausdrückte in einer großen Zahl von Projektgründungen in den unterschiedlichsten Bereichen.

Der spezifische Charakter der Frauenbewegung der 70er Jahre, ihre Dynamik und politische Entwicklung stehen also am Anfang der Projektkonzeption, der inhaltlichen Zielsetzung und organisatorischen Form.

Um die Selbsteinschätzung der Frauenschule, ihrer inhaltlichen und politischen 'Aufgabenstellung' und vor allem deren Veränderung in den letzten Jahren zu verstehen, wollen wir im folgenden jenen historischen und theoretischen Hintergrund (nicht global, sondern unter dem Aspekt, der für die Gestalt der Frauenschule von Bedeutung ist) bezeichnen.

'Bewegung'

Die Frauenbewegung der siebziger Jahre war keine Bewegung mit klaren Zielen, die es zu erreichen gab, oder mit Strategien, die, richtig angewen-

det, zu absehbaren Ergebnissen führen würden¹⁾). Viel eher war es ein gemeinsamer kulturrevolutionärer Aufbruch von Frauen mit unbekannter Perspektive, getragen von dem Wunsch, sich zu äußern, gesehen und gehört zu werden, geachtet zu werden, einen anerkannten und in der Besonderheit gleichberechtigten Platz in der Gesellschaft zu finden.

Ein frommer Wunsch, der nicht erfüllbar ist – weil es einen solchen Platz für Frauen in dieser Gesellschaft nicht geben kann, und weil es letztlich auch nicht der Platz war, um den es der Frauenbewegung auch und immer ging: der Platz des Weiblichen, der nicht schon immer durch (männliche) Projektionen vorgezeichnet ist, der dem weiblichen Begehren und Genießen Raum gibt, sich zu zeigen.

Diese Dimension, die ich als kulturrevolutionäre bezeichnet habe, war natürlich nicht von vorneherein so klar, daß sie zum zentralen Thema der Bewegung hätte werden können – dafür hatten wir zu viele Illusionen und zu wenig Erfahrung. So gab es zunächst eine Vorstellung von praktischer Politik, in der Ziele, Forderungen und Vorgehensweise relativ klar erschienen (in der Diktion der damaligen Zeit): Frauen zerreißt eure Ketten, Weg mit dem § 218, Abschaffung der Leichtlohngruppen, Lohn für Hausarbeit, Schluß mit "Objektsein in Betten"²⁾, mit Penetration und der Unterdrückung durch die Männer. Die Frauenbewegung erschien insofern als verbindende (vereinheitlichende) Sammelbewegung erwachender Frauen, wo die Frauen als Individuen dazukamen, mitmachten, dazugehörten (oder eben nicht; und nicht dazugehören hieß: nicht frauenbewegt zu sein).

Die Vorstellung, eine 'Bewegung' zu sein, ließ denn durchaus erwarten, daß der begonnene politische Bogen über die Abgrenzung von äußeren, andersgearteten, als beschränkend erkannten Elementen, und die Ausgrenzung von inneren, widerstreitenden, als abweichend oder behindernd eingeschätzten Elementen irgendwann in ein neues Leben münden würde, in dem die nunmehr befreite Weiblichkeit sich entfalten und dominierend sein würde.

Die Orientierung auf den Begriff/die Vorstellung, 'Bewegung' zu sein (sein zu wollen), hat natürlich ihre Gründe in der vorausgegangenen Studentenbewegung, aus der und gegen die (bzw. in der Reibung mit der) die Frauenbewegung entstanden ist. Diese hatte in den Anfängen sehr nach der Affinität zur Arbeiterbewegung gesucht (auch in Diktion und Begrifflichkeit), und der ML oder der sozialistischen Bewegung sind die beschriebenen Rein-

heitsgebote durchaus inhärent. Wie vordem der Kapitalismus und der autoritäre Charakter galt uns das Patriarchat als verursachende Figur, die es aus den Angeln zu heben und zu stürzen galt, wir maßen den Erfolg (den kurzfristigen) am Ziel einer anti- oder nicht-patriarchalischen Gesellschaft. Unsere Formen waren phantasievoller, aber doch ähnlich: sit-ins, go-ins, Demonstrationen, Forderungskataloge, und sie zielten auf 'Ergebnisse'.

Gleichzeitig scheint aber jene andere, weiterreichende, das 'ganze' Frau-Sein meinende Dimension, die Ahnung der Unerreichbarkeit unserer Wünsche, die nicht zu Strategien werden konnten, immer durch – mehr als durch die Texte vielleicht durch die ersten Lieder der Frauenbewegung. Die (tragische) sprachliche Verknüpfung von 'Schluß mit' und 'Objektsein in Betten', das allenthalben auftretende Bild vom Kampf gegen die Dreieinigkeit von Kapitalist/Kirche, Chef und Ehemann als auf den Begriff gebrachte dreifache Unterdrückung der Frauen weist immer auf das Wissen hin, daß Frauen zum Verschwinden gebracht werden in ihrem Wert (der Wertschätzung ihres Handelns) und noch einmal speziell als Körper, in der Beengung und Enteignung ihrer Sexualität (und damit Integrität und Identität). Die Verweigerung des Beischlafs unter den üblichen 'herrschenden' Bedingungen ist Bestandteil fast jedes dieser ersten Lieder.³⁾

Aus dieser Spannung, zwischen dem Versuch, sich innerhalb des vorgefundnen und überschaubaren politischen Raums durchzusetzen, und jener Dimension von Veränderung, die ganz grundsätzlich am Verhältnis der Geschlechter ansetzte, entwickelten sich denn auch über Strategie und Taktik, über den Inhalt der Wünsche, die Art der Ziele, die Analysen selbst bald radikale Differenzen unter den Frauen, Fraktionsbildungen, Gruppenkämpfe. Das Schicksal dieser Differenzen entsprach dem diffizilen, vielschichtigen Charakter dieses kulturrevolutionären Aufbruchs: das "Frauen gemeinsam sind stark" als verbindende, Befreiung versprechende Idee erforderte es einerseits, diese Differenzen zum Schutze der Gemeinsamkeit zu leugnen (zumindest nach außen zu verbergen) und eben: gleich zu sein.

Andererseits taten sich ganz schnell auch heftige Widersprüche auf über die Einschätzungen, worin Frauen stark seien, woraus sie ihre Stärke beziehen, wo die Begrenzungen und Beschneidungen ihrer Stärke zu suchen seien – was also den Charakter ihrer Unterdrückung ausmache – und folglich, wie der Weg in die Freiheit aussehen könne oder solle. Der Bearbeitung dieser Widersprüche stand die Devise "Frauen gemeinsam" (gleich) ständig im

Wege. Dabei wäre dieses 'im Weg Stehen' durchaus unnötig gewesen, hätten wir nur die eigenen Unterschiedlichkeiten begreifen können als produktiv widerstreitende Elemente eines gemeinsamen Prozesses, den diese Streitige Unterschiedlichkeit ganz und gar nicht bedrohen oder stören, gar aufhalten oder ins Gegenteil verkehren mußte.

So verschwand das Bewußtsein (oder auch: die Ahnung) von den Dimensionen (den kulturrevolutionären) des Aufbruchs der Frauen für viele Frauen und Gruppen immer wieder auch hinter den gewissermaßen 'einfacheren' politischen Formen, den unmittelbar vorstellbaren Strategien, war es doch sehr schwierig, nach wirklich anderen (neuen) Formen: Darstellungsformen, politischen Formen und Formen des Begreifens, des Einordnens zu suchen, die nicht schon von vorneherein sich an bestehenden überkommenen Formen (also Denkformen, Systemen) orientierten oder diese übernahmen. Das führte letztlich auch zum Auseinanderfallen der Frauenbewegung (als 'Bewegung') in einem Differenzierungsprozeß, der die einzelnen Strömungen und feministischen Denkansätze immer weiter auseinanderbrachte – aber auch: das Spektrum von Suche und Engagement sehr verbreiterte.

In den letzten Jahren stellen sich nun die unterschiedlichen feministischen Positionen (oder Schulen, Fraktionen, ideologischen Richtungen) auch offener den Gegensätzen untereinander – teils auf der Ebene der Etiketten-Verteilung und -Verteidigung (welche ist feministischer – und ist die andere überhaupt Feministin? Auch dieses ein Erfolg des destruktiven Reinheitsgesetzes in Bewegungen), teils in ernsthaftem Interesse an gegenseitigem Verständnis und gegenseitiger Abgrenzung in der Kritik. Die Auseinandersetzung mit (vermeintlichen) Fehlern oder falschen Positionen einer 'Gegenfraktion' ist auch ein Anerkennen ihrer Existenz und ihres Anspruchs auf Namen und Etiketten, die von der eigenen Fraktion für unteilbar gehalten werden (auch wenn, natürlich, die Frauen der einzelnen Fraktionen schon gerne immer beweisen möchten, daß ihre Wahrheit die einzig richtige sei). Aus der Sicht dieser verschiedenen Positionen, 'Abkömmlinge' aus dem gemeinsamen Aufbruch der Frauenbewegung in den Siebzigern, und in Verbindung mit der spezifischen Geschichtslosigkeit von Frauen (historisch: ihr (Nicht-)Vorkommen in der Geschichte betreffend, aktuell: das Verhältnis zur eigenen Geschichte und den eigenen Erfahrungen betreffend und individuell: in der eigenen Wahrnehmung und im Umgang mit der eigenen Zeit)

gäbe es vielleicht ebensoviele 'Geschichten der Frauenbewegung' wie es Frauen (oder zumindest Fraktionen, Gruppen, Strömungen) gibt, und alle wären für sich wahr.

So ist die Wahrheit, wie wir sie beschreiben, unsere Wahrnehmung des Geschehenen und seiner Konsequenzen. Damit ist aber zugleich gesagt, daß die Frauenschule in der Form, wie sie entstanden ist, auch nur eine Position oder Richtung der Frauenbewegung der siebziger Jahre repräsentiert, und die Dynamik, das Tempo und die inhaltlich-politische Form ihrer Veränderung bzw. inneren Entwicklung müssen ebenfalls auf diesem Hintergrund gesehen werden.

Beginn

Charakteristisch für die Anfangszeit der Frauenbewegung ist, daß sie sich überall und sehr schnell eigene Orte/Räume geschaffen hat – als Demonstration (wir sind da, wir sind viele), als Provokation (Weiblichkeit ist präsent – und zwar nicht nur (wie gewöhnlich) als Körper) und als geschützte (schützende) Räume, in denen die Frauen zu sich kommen, sich treffen und sammeln, sich besinnen, und von denen aus sie aufbrechen konnten/wollten.

Auch die Frauenschule ist als ein solcher Ort zu verstehen, ist auch direkt als Weiterentwicklung der Arbeit eines Frankfurter Frauenzentrums (Bockenheim) entstanden.

In diesem Zentrum gab es vergleichsweise (für die damalige Zeit) viele berufstätige Frauen, auch viele Akademikerinnen mit einer linken studentischen Vergangenheit. Dementsprechend waren die politischen Diskussionen hier geprägt von einer Affinität zu zielstrebigem politischer Aktion und der Vorstellung von der Notwendigkeit gründlicher (soziologischer) Analysen und eben dem Wunsch, beides zu verbinden und dabei auch in der Konkurrenz zu früheren Leitbildern groß und erfolgreich zu sein.

Die politischen gesellschaftlichen Analysen der Frauenbewegung hatten sich ja zunächst ziemlich unstrittig auf das Vorfindliche konzentriert: die Frage der Präsenz (Anwesenheit und Repräsentation) von Frauen in der Gesellschaft und ihren Institutionen, die Gewaltförmigkeit des Geschlechterverhältnisses, die Wahrnehmung und Bewertung von Arbeit/Hausarbeit, die Inhalte von wissenschaftlicher Forschung und politischer Ordnung.

Aber schon die Frage, wie (mit welchem Blick, welchen Forschungsinstrumenten) die Analyse überhaupt die Existenz von Frauen erfassen könnte, zu einem anderen (neuen, besseren und umfassenderen) Verständnis sowohl der Mechanismen (und historischen Entstehung) der Unterdrückung von Frauen als auch ihrer 'eigentlichen' weiblichen Besonderheit führen könnte, löste große Kontroversen aus: so führte z.B. der heftige (existenzielle) Wunsch danach, die weibliche Sexualität in ihrer Besonderheit (und ihre Unterdrückung und Funktionalisierung) zu erforschen, zu der kontroversen Debatte über die Brauchbarkeit psychoanalytischer Begriffe wegen der als sexistisch borniert eingeschätzten Freud'schen Analyse, in der weiblicher Sexualität als bloße (mindere) Abart der männlichen erschien, und entsprechend zu eigenen feministischen Ansätzen ("Feministische Therapie"). Entsprechend führte auch die Entscheidung, entlang an (oder gegen) welche(n) Vorbildern und Maßstäben (zukünftige) weibliche Lebensentwürfe jeweils gedacht wurden (werden konnten), zu Spaltungen, z.B. an den Fragen nach Homosexualität/Heterosexualität, nach Mutterschaft (als patriarchale Fessel), nach der Berufsorientierung (der Einschätzung von Erwerbsarbeit und Karriere als Vermännlichung vs. Befreiung aus verhängenden Begrenzungen) und in der Konsequenz eben auch als Frage nach dem zukünftigen 'Ort für uns selbst': dezentrale Frauen(-stadtteil-)zentren, Frauen-Höfe und Dörfer abseits der Metropolen, oder gewichtige große Zentren im Innern der Städte, von wo aus, spinnennetz-artig, vielfältigste Frauen-Aktivitäten sich überallhin (räumlich und in die (noch von den Männern besetzten) Institutionen, Fragen und Orte der Öffentlichkeit ausbreiten sollten.

Zwischenbemerkung:

Diese Situation wäre geradezu prädestiniert für Ideologiebildungen. Nun sind wir, in Deutschland, sowieso besonders empfänglich für ideologisches Denken – zum einen traditionell durch die immer etwas strenge, enge deutsche 'Art', und vor allem durch die langjährige Gewöhnung und Praxis unserer Eltern- und Großelterngeneration während der Nazi-Zeit (wobei uns die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus (besonders in/seit der Studentenbewegung) einen gewissen Schutz durch Sensibilisierung und Beunruhigung bietet).

Das scheint mir nicht unwichtig, denn diese Tendenz schlägt sich sowohl im Charakter der Bewegungen, als auch der Theorien nieder. Denn es ist sehr.

viel leichter, "ideologisch geschulte Menschen zu einem Wechsel der Ideologie zu bewegen, wenn das eigene System aus irgendwelchen Gründen versagt hat", als "ehemalige Anhänger irgendeiner Ideologie wieder in normale Denkformen und normales politisches Handeln zurückzuführen".⁵⁾

Und natürlich gab es Ansätze zu Ideologiebildungen auch in der Frauenbewegung (bzw. in der Literatur und in den Strategien), z.B. eine (frühe) Tendenz, Geschichte, gegenwärtige Gesellschaft und individuelles Handeln bis ins Detail aus der (zur Prämisse gemachten und damit seiner Widersprüchlichkeit beraubten) Einschätzung ('Idee'): 'jeder Mann ist ein Vergewaltiger, jede Frau ein Opfer' zu deduzieren, den je einzelnen Mann als personifizierten Feind anzugehen (eine Tendenz, die jedoch von großen Teilen der Frauenforschung und feministischen Diskussion ziemlich schnell überwunden wurde) – und auch von anderen 'Modern der Diskussion geht eine Verlockung aus, ideologisch damit umzugehen.

Mir scheint es auch ideologische Elemente sowohl bei der sogenannten 'Spiri'-Fraktion, also der Richtung, deren Idee (und Prämisse) etwa lauten könnte: "das ursprünglich Weibliche ist verschüttet, aber es existiert noch – wir wollen es finden" ("in jeder von uns steckt eine Amazone, du mußt sie nur rauslassen") und die von dort aus ihre Erklärung der Welt und ihre eigene Praxis ableiten, als auch in manchen theoretischen Ansätzen in der Frauenforschung und in politischen Positionen zu geben, die hermetisch wirken – was auch ein Hinweis auf ihre ideologische Qualität sein müßte.

Und doch hat sich in der Frauenbewegung letztlich keine ideologische Strömung als die eine, massenhafte, etablieren können. Das halte ich für eine große Qualität der Frauenbewegung – gerade im Vergleich zur männlichen studentenbewegten Linken der 70er Jahre – daß sie weder im gesellschaftlichen Alltag wieder verschwindet, noch sich zufriedengibt (und sich z.B. in irgendeiner Ideologie einrichtet), sondern sich in einem ständigen Qualifikations- und Veränderungsprozeß der Erweiterung und Differenzierung befindet. –

Doch zurück zum vorherigen Gedankengang.

Das Projekt 'Frauenshule' war anfänglich keineswegs so gedacht, wie es jetzt dasteht. Geplant war zunächst ein großes, umfassendes Projekt als Ort der psychischen Reproduktion und eigenen Stabilisierung und als Ausgangspunkt diverser politischer und praktischer Aktivitäten. Konkret: ein Haus,

in dem Orte der Kommunikation (Café, Kneipe), der 'Bildung' (Kurse für Kopf und Körper, Buchhandlung und Bibliothek, Filmangebote etc.), der Beratung (Schwangerschaftskonfliktberatung wie juristische, psychologische), der Reproduktion und Erholung (Kinderbetreuung, kulturelle Angebote) gleichermaßen zu finden sein sollten. Und natürlich mit der Aussicht, an sich ergebenden Punkten neue Projekte (Forschung, praktische oder Schwerpunkt-Projekte), wirtschaftliche Betriebe (Werkstätten, auch das Cafe und der Buchladen sollten sich tragen) und weitere, noch nicht erdachte Vorhaben zu entwickeln. Wir hatten wohl nichts ausgelassen.

Selbstverständlich war uns klar, daß sich diese Vielfalt nicht so schnell würde verwirklichen lassen. Zwar hatten wir das unwahrscheinliche Glück, eine Mäzenin zu finden – eine Frau, selber aus der Frauenbewegung, die ein Teil ihres Erbes für den Kauf eines Hauses spendete und uns damit ungeahnte Möglichkeiten eröffnete, aber das Geld reichte letztlich für eine Finanzierung der extrem hohen Frankfurter Immobilienpreise nicht aus. Allerdings hat uns diese Spende ungeheuren Auftrieb gegeben. Sie hat uns später ermöglicht, unsere 1985 bezogene Etage zu renovieren und nach unseren Erfordernissen umzubauen – und gab (gibt) uns zudem immer ein Gefühl der Sicherheit einer finanziellen Notreserve und auch die Bestätigung: jemand 'investiert' in uns. Da jenes Geld aber zweckgebunden für den Hauskauf war, blieben wir weiter auf der Suche, und es tat sich keinerlei Chance auf, einen Zuschuß zu den laufenden Kosten von irgendeiner Seite zu erhalten. Es war also unumgänglich, wenn wir die Idee nicht ganz aufgeben wollten, uns (zunächst) auf einen Aspekt des Groß-Projekts zu beschränken – obgleich uns immer klar war, daß zu einer Zukunft, wie wir sie uns vorstellten, alle die anderen Bereiche selbstverständlich gehören mußten.

Die Entscheidung, ein 'Projekt Frauenschule' zu beginnen (und nicht etwa eines im Körperbereich, Werkstätten- oder Kulturbereich), muß in dem vorne beschriebenen Kontext (und auf dem vorne angedeuteten Hintergrund) also verstanden werden als *eine* mögliche Konsequenz, als Entscheidung für einen Entwurf, eine Strategie unter anderen Möglichkeiten. Diese Entscheidung, d.h. vor allem auch die Entscheidung für die Form, die das Projekt bekam, ist zum einen auf das mehr oder weniger zufällige Zusammentreffen der Gründungsfrauen mit ihrem jeweiligen theoretischen, politischen und privaten Hintergrund (d.h. auch ihrer Energie, Lust und Risikobereitschaft, sich in ein solches Unterfangen zu stürzen) zurückzuführen.

Auch gab es bereits einen Frauenbuchladen und Feministisches Gesundheitszentrum, so daß zumindest diese Bereiche 'abgedeckt' waren. Und sie steht gleichzeitig für die politischen Präferenzen (oder: Vorstellungsweisen) der 'Fraktion', der diese Gründungsfrauen angehörten. Dazu gehörten z.B. Vorstellungen einer eher linearen (aufsteigenden) oder sich ausbreitenden Bewegung, die die Frauenbewegung vor sich hätte, die stark auf Quantität setzten, also auf Ausbreitung der Aktivitäten auf möglichst viele Frauen hin, die vorher nicht in den Zentren anwesend waren – ohne natürlich qualitative Gesichtspunkte hintanzustellen. Denn natürlich sollten bereits gesammelte Erfahrungen im Umgang miteinander aufgenommen, bereits bewährte Formen der 'Institutionalisierung' bewahrt und die bis dahin entstandenen theoretischen und praktischen Modelle gemeinsamer Arbeit (z.B.: consciousness-raising, CR (=Selbsterfahrung) als Methode – nicht im heute verwandten Sinne als therapeutisches Modell oder diskriminiert als Innerlichkeits-Schwätzgruppe) nicht nur erhalten, sondern weiterentwickelt und weitergedacht werden.

Logischerweise schienen insofern Aufklärung und (in gewisser Weise) Agitation die naheliegendsten und erfolgversprechendsten Ansätze, um den sich gegenseitig stärkenden Zusammenschluß von möglichst vielen Frauen zu erreichen und damit die größtmöglichen Chancen zur Veränderung der Welt. (Zu den historischen Erfahrungen mit bzw. dem Stellenwert von Bildungsarbeit für Frauen s. auch 2. Kapitel)

Symbol und Ort

Wenn es und da es, wie vorne beschrieben, als Idee oder Sinn der Frauenschule bezeichnet werden kann (oder etwas ironisch als ihr 'Arbeitsauftrag'), in einer sich politisch-sozial-kulturrevolutionär verstehenden Bewegung, dh. einer außerordentlich unbestimmten, sich im Fluß und in Veränderung befindenden Situation einen Ort zu setzen, der den Inhalt der Bewegung selbst, also das Thema 'Frau' oder das Weibliche symbolisieren, verorten (festhalten und damit stärken) und weiterentwickeln sollte, so ist es diese Orientierung, verbunden mit den zu den drei Begriffen jeweils zugehörigen Wünschen und Zeitgeist-Phänomenen, die die Struktur der Frauenschule in ihren wesentlichen Elementen und Widersprüchen trägt.

Bleiben wir zunächst bei dem Aspekt, ein Symbol zu setzen.

Diese Funktion, als öffentlicher Ort für Frauen Symbol 'der Frauenbewegung' zu sein, dh. Symbol der Wünsche, der Hoffnungen und der kollektiven (potenten) Selbsteinschätzung, hat die Frauenschule (und soll sie haben) sowohl für alle diejenigen Frauen, die darin arbeiten, auch für Besucherinnen und Teilnehmerinnen und ebenso für die sympathisch beobachtende Frauenöffentlichkeit. Aber was für ein Symbol soll sie setzen, was soll sie nach den Wünschen der Frauen sichtbar machen, vorzeigen, repräsentieren?

Zunächst und wesentlich, nehme ich an, die Existenz von Frauen, im zweiten ihre sexuelle und kulturelle Gestalt, zum dritten ihre Stärke.

Im System der kulturellen Repräsentationen, oder im Symbolischen, gibt es keine Bilder, die das Weibliche beschreiben, ohne es zugleich zu zerstören. Die Logik unserer Kultur und damit die symbolische Ordnung, und damit die Sprache, eben die, derer ich mich hier bediene, ist phallisch organisiert, baut auf auf der Logik des Einen, dem binären oppositionellen Paar, dem Vorrang des Blicks, der Absonderung und Individualisierung der Form (Erektion)⁷⁾ und dem Ausschluß des Weiblichen. Ausschluß des Weiblichen heißt: ständige Überwindung des Weiblichen, also: Erkennen der geschlechtlichen/sexuellen Differenz und zugleich ihre ständige Verleugnung, die Verleugnung des anderen Geschlechts als des Anderen, als ein gleichzeitig existierendes, gleichwertiges Nicht-Gleiches.

D.h., wegen der logischen Vorherrschaft des Einen (Gott/Phallus) wird die signifikante Unterscheidung zwischen Frau und Mann nicht als Unterschied, als Differenz gedacht, sondern nur als hierarchische Unterscheidung (haben oder nicht haben), und wird so auch immer wieder aufs Neue in diesem Sinne konstituiert. Sie kann also ihre Bedeutung als konstitutiv menschlich nicht annehmen.

Natürlich können wir hier nicht die Absicherung des Primats des Phallus als Symbol für gesellschaftliche männliche Macht, Symbol für das eine Einzige diskutieren. Das gängige In-eins-Setzen von Phallus und männlichem Geschlecht lenkt aber leicht davon ab, daß dessen Vorherrschaft immer und ausschließlich als Ergebnis eines gewaltsamen Prozesses gesehen werden muß. In den Konstruktionen, den entstellenden, abwehrenden und entwertenden Figurationen, in denen das Weibliche kulturell und logisch erscheint, ist vor allem der weibliche Körper (der Mutter) ausgeschlossen, oder besser: wird

verleugnet (unsichtbar gemacht und entwertet), indem er zerstückelt, als verschlingend halluziniert und deshalb aufgefressen, in Partialitäten zerlegt und als "phallischer Herrschaftsbereich" (oder bei Freud als "Herberge des Penis") dargestellt wird. "Es existieren keine Worte, um über das Geschlecht der Frau, von ihm zu sprechen, es sei denn schmutzige. Daher die entsprechenden Affekte, die Angst, die Phobie, die Abscheu und das Grauen vor der Kastration, die bei der Rückkehr zu dem, was immer geleugnet, verleugnet, in und für die Konstruktion der symbolischen väterlichen Welt geopfert worden ist, zweifellos erfahren werden."⁸⁾

Ich möchte versuchen, diesen Gedankengang an einem Beispiel zu verdeutlichen. Ein kleiner Junge kann sein Körpererleben, sein Körperbild, das mit der Erforschung seiner Körperoberfläche und seiner Körpergefühle entsteht, mit dem kulturellen Symbolischen, wie es am Signifikanten Phallus, dem Einen, und der binären Logik entlang gebildet ist, in eine gewisse Übereinstimmung bringen, sich darin wiedererkennen bzw. spiegeln. Das Körpererleben des kleinen Mädchens verweist aber keineswegs auf das Vorhandensein des "Einen", die Erforschung ihrer Körperoberfläche und ihres Geschlechts vermittelt ihr nicht die Vorstellung fester Form, sondern von Weichheit, Feuchte, Unsichtbarkeit, oder, wie J.Kestenberg formuliert: "Sie merken, daß sie in ihrem Innern etwas haben, aber die wogenden Sensationen, die aus dem ungreifbaren Innern kommen und gehen, erlauben nicht, daraus das Vorstellungsbild eines inneren Organs abzuleiten."⁹⁾ Also Uneindeutigkeit, die, wie es bei Irigaray heißt, unendliche Bewegung von Berühren und Auseinanderfallen, und Unsichtbarkeit.

Unsichtbarkeit aber nicht im Sinne von Verschwinden und Wiederkehr, und auch nicht als die Frage "ist es da oder nicht", sondern eher: was ist da drin? und: wie kommt es (was?) herein und heraus? Aber zugleich das 'da drin' voraussetzend, denn das Mädchen weiß sehr wohl, daß da 'etwas' ist, wengleich nicht, was, im Sinne einer Gestalt oder Form. Daß in unserer Kultur das 'Haben oder nicht-Haben', das 'größer-schneller-weiter-mehr als' die dominierenden Fragen sind, verdeutlicht noch einmal, wie von vorneherein die Körperwahrnehmung des Mädchens durch die phallische Frage dominiert wird – daß und wie damit bereits die Wahrnehmung und symbolische Konstitution des Weiblichen oder seine Symbolisierung verhindert ist. Denn es fragt sich doch, wie sich das kleine Mädchen mit diesem Körpererleben in das Symbolische einschreiben kann, worin es sich spiegeln kann,

wenn doch alle Logik und Vernunft sich um den Begriff des Einen konstituiert. Dieser Begriff des Einen ist dem Weiblichen fremd.

So gäbe es möglicherweise auch gar keine weibliche Frage im Sinne einer Frage, die "eine" eindeutige Antwort und Aufklärung erheischt. Und wenn, probenhalber gedacht, ein Signifikant, der (als Begriff) den Unterschied der Geschlechter bezeichnet, nicht der Phallus wäre, sondern das Körperinnere und jener (beim noch unbehaarten kleinen Mädchen sehr gut sichtbare) Spalt, der nicht ohne Grund 'Scham' genannt, dann allerdings kein Grund zur Scham mehr wäre, organisierte sich unser Denken und Streben vermutlich weniger um Haben/Nichthaben, Mehr/Weniger etc. (die Fragen des Leistungsprinzips, die phallischen Fragen), sondern etwa um Berührung, Bedecken/Entdecken, würden andere Sinne privilegiert als immer nur der Blick.

An diesem Phänomen oder dieser Fragestellung wird in den letzten Jahren auf vielen Ebenen bzw. thematischen Bezügen gedacht und gearbeitet, ganz wesentlich scheint mir hier der Ansatz an der Sprache. "Um zu rekapitulieren: Der Prozeß, der sich seit der Geburt der Schrift bis hierher vollzogen hat, besteht darin, daß die Schrift sich die Nähe der "Muttersprache" zur physischen Realität aneignet. Diese Nähe beruht darauf, daß die "Muttersprache" nur mündlich, nicht ohne den Körper, existieren kann. Sie ist Teil der Realität, weil sie von ihr nicht trennbar ist. Eben diese Nähe macht sich die "Vatersprache", die die Sprache des Logos ist, zu eigen, indem sie die "Muttersprache" ihren Gesetzen unterwirft. Auf diese Weise zwingt sie die Realität, sich den Gesetzen der Logos-Sprache anzupassen."¹⁰⁾

"Wenn es einem gelingt, Abstand zu gewinnen, den kulturellen Zugriff zu lockern, der wahrhaft diktatorisch ist und der bewirkt, daß man in der Sprache festgefügte, kodierte Formen vorfindet, ist es offenkundig, daß eine Frau nicht schreibt wie ein Mann, weil sie mit dem Körper spricht. Das Schreiben kommt vom Körper. Wenn es nicht vom Körper kommt, wenn es etwa vom Geld herrührt, wenn es Reproduktion ist, nun, dann ist es nicht mehr der Mühe wert, von Schreiben zu reden. Aber wenn es mit dem eigenen Körper in Beziehung steht, läßt der Körper etwas durch, schreibt er etwas ein, das ihm ähnelt. Das Schreiben ähnelt deinem Körper und ein Frauenkörper funktioniert nicht wie ein Männerkörper."¹¹⁾

Mit der Betonung, daß die Herrschaft des Männlichen nicht logisch konsti-

tuiert wird, sondern von einem Gewaltverhältnis durchgesetzt wird, wird auch die Unabgeschlossenheit dieses Prozesses betont, der nie in diesem Sinne sein Ende (seinen Erfolg) finden wird.

So ist also in der symbolischen Ordnung, in den Begriffen, Bildern (Signifikanten), die (ohne und) gegen das Weibliche entwickelt worden sind, das Weibliche sehr wohl enthalten – als das, was überwunden, verleugnet (ausgeschlossen) werden soll und als das, was sich gegen diese Verleugnung und Ausschließung sperrt, also sein Versuch, den dominanten Diskurs zu stören oder zu zerrütten (ihn "durcheinanderzubringen", wie es bei Irigaray heißt¹²⁾).

Deshalb kann es in der feministischen Forschung und Debatte auch nicht darum gehen, weibliche Existenz (oder die Erfahrung von Frauen) zu rekonstruieren (historisch oder begrifflich), sondern (in der Dekonstruktion) diese widerständigen Anteile oder: das Weibliche in diesen und durch sie aufzufinden und ein Bild davon zu entwickeln.

Für eine Arbeit wie die in der Frauenschule scheint mir hier ein zentraler Begriff der Wunsch zu sein. Wunsch im strengen Sinne verstanden, also als psychische Regung, welche ein "Befriedigungserlebnis", eine vorausgegangene Erfüllung eines Bedürfnisses voraussetzt. "Die Psychoanalyse hat uns aber gelehrt: wenn das ursprüngliche Objekt einer Wunscherregung infolge von Verdrängung verlorengegangen ist, so wird es häufig durch eine unendliche Reihe von Ersatzobjekten vertreten, von denen doch keines voll genügt."¹³⁾ Und was geht dem Wunsch, den Wünschen der Frauen (an das Leben) voraus? Vielleicht ist es jenes "Körper an Körper mit der Mutter", vom dem Irigaray sagt, daß der Vater "es untersagt", daß er (sein Gesetz) nicht nur die Trennung (der Nabelschnur – und der Symbiose) bewirkt, sondern "sein Gesetz verwirft, schließt diesen ersten Körper aus, diese erste Behausung, diese erste Liebe. Es opfert ihn, um daraus den Stoff für seine Sprache und seine Herrschaft zu machen."¹⁴⁾

Der Wunsch der Frauen wäre also, so gesehen, sich und ihren Körper ausgehend von jenem Körper-an-Körper-Dasein mit der Mutter, das (nicht nur, wie bei Irigaray, für das Ungeschiedene stehen könnte, sondern auch) für Schutz und Anerkennung, Liebe, Vertrauen und Unversehrtheit steht, vor ihrer (beider) Ausschließung und Zerstörung zu retten. Oder einen Ort, einen Weg, eine Möglichkeit zu finden, jenes corps-a-corps (wieder)

zu beleben, und (das unterschlägt Irigaray) auch wieder zu verlassen in einer nicht zerstörerischen Weise.

Wenn ich vorher sagte, es ist eine Funktion der Frauenschule, Symbol der kulturellen Existenz von Frauen zu sein, so heißt das also genau genommen, sie soll das Nicht-Vorhandene symbolisieren, als Symbol das Nichtvorhandene vorgeben? oder ersetzen? oder beginnen?

Und was könnte dieses Symbol bezeichnen, wie könnte es aussehen? Ist es das Müköse¹⁵⁾, das Zirkuläre? ein osmotischer Körper? das Sich-in-Beziehung-Setzen zu Menschen und Dingen? eine coenästhetische¹⁶⁾ Kompetenz? In den von uns durchgeführten Gruppeninterviews mit Frauen, die die Frauenschule und ihre Entwicklung seit langem beobachten bzw. als Teilnehmerinnen kennen, taucht als Beschreibung häufig der Begriff 'Stil' auf, Zitat: "die Frauenschule hat vielleicht nicht direkt eine Position, aber einen Stil" – aber der kann nicht positiv beschrieben werden, sondern in Abgrenzungen: nicht spiri, nicht dogmatisch, nicht ideologisch, nicht bequem (gefällig), nicht fertig (festgelegt) aber doch nicht zufällig oder willkürlich, nicht einfach pluralistisch. Das würde darauf hindeuten, daß die Frauenschule in ihrer öffentlichen Dimension ihren 'Arbeitsauftrag' erfüllt: daß ihr Spezifisches ist, keine (keine eine, richtige) Position zu haben, also nicht festgelegt zu sein, daß sie gleichzeitig Ort ist (existent, stabil, strukturiert) und mükös.

Alle diese Überlegungen waren natürlich nicht explizite Begründungszusammenhänge bei der Entwicklung des Projekts Frauenschule. Die Herausbildung ihrer Konzeption zeigt aber an einigen Punkten, daß sie sehr wohl schon als Ideen wirksam waren (vgl. vorne). So sind z.B. einige anfangs noch für ganz wichtig gehaltene Aspekte sehr schnell aus der Konzeption verschwunden (so z.B. die damals politisch übliche und naheliegende Stadtteil-Orientierung) zugunsten einer stärkeren Betonung der öffentlichen Präsenz (Zugänglichkeit und Ansprüchlichkeit). Diese Entwicklung der Konzeption erscheint im Lichte der oben beschriebenen Einschätzung der (fehlenden) weiblichen Repräsentation (symbolischen Existenz) in der Kultur als sinnvoll.

Was die Symbolisierung von Stärke angeht, vermischen sich auch hier Realität, Interpretation und Wunsch. Was als 'Stärke' gedacht wird, ist die Macht der Wünsche (der Frauen). Zum Teil wird 'Stärke' natürlich schon mit der Existenz der Frauenschule gezeigt, geht der Wunsch nach Präsentation von

Stärke in der Präsentation selbst schon auf (bei Cixous heißt es über die Frauen, "ihr Verlangen ist das Paradies", und "Wenn ich frage, 'was ist das Paradies?', dann nehme ich an, daß das Paradies darin besteht, daß es eins gibt; dabei erzählen die Geschichten immer, daß das Paradies das ist, was verloren ist."¹⁷⁾).

Stärke, umfassend gedacht, kann auch Schönheit wieder umfassen, die nicht als Antwort auf den männlichen Blick gedacht wird, und vor allem Raum, Größe, Platz.

Die Räume der Frauenschule (die 'Frauen-Etage', in der viele verschiedene Frauenaktivitäten im Frankfurter Raum zusammenlaufen) sind groß und geräumig, hell und arbeitsam (eine ehemalige Fabrik-Etage), relativ schmucklos und kühl. Sie sind nicht der gemütliche Uterus, sondern ein ziemlich unbestimmter, nicht festgelegter, durchaus auch funktionaler Ort, der sich den Frauen anbietet und ihnen ihre eigenen Interpretationen und inneren Ausgestaltungen offenläßt.

Ansonsten habe ich, was die 'Stärke' angeht, durchaus Probleme – sofern ich den Begriff verstehe als ausgestattet mit dem Wunsch/den Wünschen der Frauen.

Denn was zunächst (vordergründig) als Wunsch nach Stärke (der Frauen) erscheint, nämlich ein Verhalten bzw. Signale verschiedenster Art, die alltagssprachlich mit 'Selbstbewußtsein, Mangel an Bescheidenheit, Durchsetzungsfähigkeit, power, Macht' gefaßt werden, bleibt doch, in dieser Weise, immer dem herrschenden Diskurs (der "Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht"¹⁸⁾) verhaftet, sei es in Konkurrenz, sei es in dem (vergeblichen) Versuch, sich 'erfolgreich' in diesen einzureihen.

Was ist also letztlich ein 'erfolgreiches Projekt', eine 'starke' Frau(enschule)? Schließlich können wir "nicht so einfach aus diesem Diskurs herausspringen" und etwas anderes an dessen Stelle setzen – nur versuchen, "auf dessen Grenzlinien zu stehen und ununterbrochen von innen nach außen zu gehen."¹⁹⁾

Stärke im vorne beschriebenen Sinne ist also gar nicht wesentlich für den 'Erfolg' der Frauenschule oder ein vergleichbares Projekt. Ihr 'Job' als öffentlicher Ort für Frauen ist es, wie ich vorher beschrieben habe, Öffentlichkeit zu repräsentieren und zu schaffen und sich als Ort zur Verfügung zu stellen, indem sie kontinuierlich, im Wechsel und gleichzeitig Impulse auffängt (Interessen, Fragen, Problematisierungen, Themen, Diskussionen, Streit,

Wünsche), diese verwandelt in wiederum Impulse (Veranstaltungen verschiedenster Art) und sich als Ort der Bearbeitung zur Verfügung stellt bzw. anbietet und aus dem Verlauf dieser Bearbeitung sowohl Rückschlüsse zieht für die eigene Struktur und Position, als auch wiederum neue Impulse entwickelt für den weiteren Prozeß.

Das ist die Struktur der Frauenschule, ein osmotischer Körper.

Anmerkungen

- 1) Das weiß mittlerweile schon der Brockhaus, wo es (in der Ausgabe von 1988) unter dem Stichwort "Frauenbewegung" heißt: "Im Gegensatz zur alten F. hat die 'Neue F.' keine feste Organisationsstruktur, sondern versteht sich als antihierarchische, basisdemokratische Bewegung, die sich aus einer Vielzahl von dezentralen, themen- und projektorientierten Initiativen in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen zusammensetzt."
- 2) Zeile aus dem damals populären Lied "Frauen gemeinsam sind stark", einem der ersten Frauen-Lieder, entstanden im Frankfurter Frauenzentrum nach einer Melodie von Lotta continua (sic!)
- 3) vgl. z.B.: Von heute an gibt's mein Programm. Lieder von Frauen, LP, Hrsg. Frauenoffensive im Trikont-Verlag, o.J.
- 4) vgl. dazu auch den Abschnitt "Bildung"
- 5) Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München 1986, S. 721.
- 7) Luce Irigaray, Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979, S. 25
- 8) Luce Irigaray, Körper an Körper mit der Mutter, in: Zur Geschlechterdifferenz, Wien 1987, S. 107.
- 9) Judith Kestenber, Der komplexe Charakter weiblicher Identität, in: Psyche 4, 1988
- 10) Christina von Braun, Nicht ich: Logik Lüge Libido, Ffm 1985, S. 165.
- 11) Hélène Cixous, Die unendliche Zirkulation des Begehrens, Berlin 1977, S. 57.
- 12) a.a.O. S. 166
- 13) S. Freud, zit. bei Samuel Weber, Rückkehr zu Freud, Frankfurt a.M.

14) Luce Irigaray, a.a.O., S. 103.

15) nach einem französischen Begriff, den Irigaray verwendet für: die Schleimhaut im Innern.

16) d.i. anderen Strukturprinzipien als denen der Logik folgende

17) Hélène Cixous, Weiblichkeit in der Schrift, Berlin 1980, S. 27

18) Michel Foucault, Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt 1977, S. 8

19) Irigaray, a.a.O., S. 128

2. Kapitel

Zur Konzeption feministischer Bildung

Die Frauenschule, nicht eine, sondern "Die", ein, wie der Name schon zu benennen vorgibt, Bildungsvorhaben mit Schwerpunkt/Blickrichtung Feminismus, was sich aber erst bezeichnet in einem Zusätzlichen, eben dem Erklärenden – ein "feministisches Bildungsprojekt". Gehen wir davon aus, daß der Name nicht gänzlich dem Zufall zu verdanken ist, sondern sich bemüht, etwas zu bezeichnen, eben das Bildungsmäßige, sollten wir uns der Mühe des Begriffs/der Tradition unterziehen, um so vielleicht herauszufinden, ob es, die Bildungsgeschichte reflektierend, in ihr Orientierungspunkte für eine heutige feministische Bildungsarbeit gibt, bzw. welche Abgrenzungen, Verwerfungen und Kritiken oder auch Anknüpfungspunkte sich aus dieser Tradition für ein heutiges feministisches Bildungsvorhaben ergeben.

Im Folgenden soll es deshalb darum gehen, einen summarischen Überblick über die Implikationen des Bildungsbegriffs zu skizzieren, um in diesem Zusammenhang zu den dominanten Weiblichkeitsentwürfen der Moderne zu kommen, die als Legitimationsbasis für eine spezifisch weibliche (Nicht)Bildung fungierten und, wie sich später zeigen wird, als Grundideen des Denkens über Weiblichkeit bis in die Gegenwart hineinreichen. Insbesondere soll dann auf die Bildungskonzepte und die ihr zugrunde liegenden Weiblichkeitsentwürfe der alten Frauenbewegung eingegangen werden, um herauszufinden, ob sich in der weiblichen Tradition qualitativ andere Bildungskonzepte herausbilden konnten.

Bildung – ein Blick zurück

Die Idee der Bildung als eines universalistischen Anliegens verdankt sich in Deutschland in spezifischer Weise dem Emanzipationsprozeß des Bürgertums, das sich vor allem als Bildungsbürgertum konstituierte. Bildung gründet dabei auf den Menschen als denkendes, vernünftiges Wesen, das sich den Idealen der Aufklärung verpflichtet sieht. Ist Aufklärung nach Kant "der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit", so sollte in diesem Sinn Bildung dazu dienen, durch ihr Programm der rationalen Erfassung der Wirklichkeit, das sich von den traditionellen und autoritären Verbindlichkeiten abzukoppeln versuchte, den Menschen als Subjekt seiner Geschichte hervortreten zu lassen, wobei Ziel und Idee dieses Vorhabens das illusionäre humanistische Bild von Vollkommenheit des Menschen ist, das durch Bildung geformt und zum Ausdruck gebracht werden sollte. Freiheit, die sich auf Wissen gründet und zur Gleichheit führt, war die Devise.

Der in der Bildung versenkte Begriff der Vernunft setzt nicht nur den Austritt des Menschen aus einem unmittelbaren Naturbezug voraus, sondern weitgehend auch die Unterwerfung der Natur. Bildung folgt damit einem Prozeß, der sich innerhalb der Aufklärung als ein dialektischer erwies: einerseits kulturelle und moralische Fortschritte, andererseits, quasi als die dunkle Kehrseite der Modernisierung, die fortschreitende Disziplinierung der inneren Natur, der Körperlichkeit und der Sinnlichkeit, die analog zur äußeren Natur unterworfen werden. Die Befreiung von der äußeren Natur gewährt dem bürgerlichen Subjekt nicht nur das neue zivilisatorische Glück des Bewußtseins der Autonomie, sondern zwingt auch zu Einschränkungen und Unterdrückung der vitalen Strebungen, das Heterogene und das Nicht-Identische müssen ausgeschlossen werden. Durch das entwickelte Instrumentarium kognitiver, triebabwehrender und instrumenteller Fertigkeiten verlängert sich die Kontrolle der 'äußeren' Natur immer weiter auch auf die 'innere' Natur und verlangt eine immer größer werdende Distanz zu dem eigenen Körper, der zunehmend von seinen Leidenschaften, seiner eigenen Genußfähigkeit, seiner Unmittelbarkeit der Begierde, der Fülle sinnlicher Erfahrungen und dem lustvollen Umgang mit sich selbst und anderen abgeschnitten wird. Alte Verhaltensmuster von Genuß, Laster, Schamlosigkeit, Faulheit werden durch Arbeitsdisziplin und allgemeine gegenseitige

Angleichung ersetzt. Alles, was in das Bild der postulierten Vollkommenheit des Menschen nicht hineinpaßt, muß verdrängt, bzw. liquidiert werden. Der Kopf wird aufgeklärt, der Körper diszipliniert. Auf seiten der Herrschaft wurde dabei der Triebverzicht freiwillig geleistet, auf seiten der 'Anderen' mußte er oft gegen erheblichen Widerstand von außen aufgezwungen werden. Die neuzeitliche Disziplin der Paedagogik erwies sich dabei als außerordentlich nützlich, dieses Prinzip in der Realität zu verankern. Bildung verkommt so zum Instrument, welches die Gesellschaft für ihre Interessen wirksam einsetzen kann. Vernunft will von ihrer Verwobenheit mit Sinnlichkeit nichts mehr wissen. Durch paedagogische Dressur wird lebendige Subjektivität, all das, was sich dem Allgemeinen und Identischen entzieht und nicht anzugleichen ist, diszipliniert und unterdrückt, das Besondere geht auf Kosten des Allgemeinen, das zwanghaft vereinheitlichte Individuum wird hervorgebracht, das sich jetzt in den anderen Subjekten möglichst perfekt spiegeln soll.

Diese verkürzende Übersicht sollte vor allem eins deutlich machen: den Zwiespalt des Bildungsbegriffs – angesiedelt zwischen Freiheit und Disziplinierung, seine ausschließliche Verwobenheit mit dem Vernunftbegriff und die sich darin anschließende Emanzipation von der Natur. Indem die Bildungsgeschichte sich mit der zivilisatorischen Entwicklung verbunden zeigt, beruht sie auf einem universalen Prinzip Subjekt, das sich ich-zentriert als Erkennendes den Objekten gegenüber einsetzt. Das heißt auch, daß der Bildungsbegriff mit einem Subjektivitätsbegriff korrespondiert, der dem Bewußtsein, gedacht als Selbst-Gegenwart, den Vorzug/die Vorherrschaft gibt und es als Garanten von Anpassung, Integration und Synthesis begreift, dem also das "ich" als festumrissene, fixe Größe gilt, mit dem Wirklichkeit erfahrbar wäre und Autonomie machbar. Bildung suggeriert damit die Möglichkeit durch Wissen und Verstehen eines rationalen und mündigen Subjekts zur Wahrheit zu kommen und zur Eindeutigkeit.

In dieser Konzeption wird das universale Prinzip Subjekt, das die gesamte Bildungstradition/wie das Denken überhaupt, durchzieht, mit dem Männlichen identifiziert.

Fragt man nun nach dem Weiblichen, der Frau in dieser Konzeption, so ist erstmal nur eins signifikant: ihre Abwesenheit.

Das patriarchale "ich", das sich in Besitz der Bildung und damit der Wahrheit

als Machthaber imaginiert, kennt als Gegenüber nur das Objekt, die Natur. In diesem Prozeß sind die Frauen als das gesellschaftlich Andere, mit der Natur (der äußeren wie der inneren) identifiziert worden, sie hatten fortan quasi stellvertretend das zu repräsentieren, was in diesem Bildungskonzept nicht aufging und von dem der Mann sich zu befreien suchte, bzw. was aus den Erfahrungen und dem Denken ausgeschlossen werden sollte: das subjektiv Natur-hafte, die Uneindeutigkeit, die Vielheit, der Widerspruch, die Gleichzeitigkeit, das Mimetische, die Bewegung, die Heterogenität, das Chaos u.s.w.. Einer anderen Produktionssphäre verhaftet und das Verdrängte des Mannes symbolisierend, konnte und sollte die Frau keine selbstbestimmte Subjektivität und keine rational-geistigen Fähigkeiten ausbilden und war so aus den Bildungsprozessen, wie sie nach männlichem Vorbild angelegt waren, erstmal ausgeschlossen, bzw. bekam in ihnen eine besondere Position zugewiesen.

Bevor es allerdings in der (Spät)Aufklärung zur Identifikation von Frau und Natur kommt, zeigt sich in den frühauflärerischen Naturrechtsdiskussionen in den gebildeten Oberschichten ein geschlechtsübergreifender Gleichheitsgedanke. Für kurze Zeit dominiert in diesen Diskursen ein egalitärer Geschlechteransatz, der sich sowohl in der Vertragsehe als auch in einem Bildungsanspruch für Frauen niederschlägt. Über die Annahme einer naturwüchsigen Gleichheit aller Menschen und mit Hilfe eines euphorischen Vernunftbegriffs, der das menschliche Wollen und Handeln für rational dirigierbar hielt, wird ein Weiblichkeitsbild entworfen, dem eine intellektuelle Befähigung und Betätigung nicht entgegenstand und das somit auf eine Beteiligung der Frauen an der Kulturproduktion hinzielt. Dieser Versuch, die Frauen in ein rationalistisches Menschheitsbild einzugliedern, verlangt aber, das Frauenbild völlig von den sinnlich-heimisvollen Gefühlskonnotationen zu reinigen, die ihm noch als Erbe aus dem Mittelalter anhängen. So diente die Begründung, daß Bildung sittsam mache, als Legitimationsbasis für wissenschaftliche und künstlerische Produktivität von Frauen, wobei auch in diesen Konzepten das zentrale Anliegen, die Frau für ihren Produktionsbereich, das Haus, anzuleiten, nicht aufgegeben wird. Daß sich in dieser Aufklärungsphase noch häusliche Tätigkeit und intellektuelle Betätigung theoretisch und praktisch verbinden lassen und nicht zu einem Widerspruch führen, läßt sich in der noch nicht vollzogenen Trennung von Haus- und Er-

werbsarbeit begründen, die den Frauen noch einen größeren Handlungsspielraum läßt, als das später im intimen Familienzirkel der Spätaufklärung der Fall sein wird. So vertieft sich im weiteren Fortgang bürgerlicher Wirtschaftsweisen die Kluft von Familien- und Erwerbsleben derart, daß seine Inadäquatheit zum frühauflärerischen Bildungskonzept für Frauen unübersehbar wurde. So beginnen auch ab Mitte des 18. Jahrhunderts die frühauflärerischen Emanzipationstrends zu versickern, an ihre Stelle setzt sich von nun an eine Geschlechtertheorie, die die These vom naturbedingten Geschlechterunterschied festschreibt und auf dem polaren Gegensatz des männlichen Kulturtypus und des weiblichen Naturtypus beruht, die einander ergänzend erst den ganzen Menschen ausmachen sollen. Die Identifikation von Frau und Natur beruht dabei auf einem moralisch, sittsam gereinigten Naturbegriff, der die Zähmung und Systematisierung des Sinnlichen/Heterogenen schon in sich aufgenommen hat. Natur wird so in moralisch-sittlich verklärter Weise gesellschaftsfähig. Dieser Konzeption von Weiblichkeit korreliert eine immer größer werdende kompensatorische Funktion des Privatlebens, in der die Frau als Wärmespenderin den Ausgleich für die Anforderungen des aus nüchternem Kalkül bestehenden Berufslebens des Mannes zu garantieren hat. Edelmütig, fügsam und als liebende Gattin und Mutter hat die Frau, gemäß ihrer 'Natur', für ein glückliches Heim zu sorgen, das als unverzichtbare Voraussetzung für den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft gilt.

Ein Paradox: waren einerseits die emanzipatorischen Gleichheitspostulate bereits allgemeingültig formuliert, wird im Widerspruch dazu der Ausschluß und die Verkennung des weiblichen Geschlechts beibehalten. Den Philosophen kommt dabei die, wie man meinen sollte, nicht ganz einfache Aufgabe zu, diesen Widerspruch metaphysisch abzusichern, bzw. aufzulösen. Sie lösen dieses Problem, indem sie die Geschlechterdifferenz wie ein naturgesetzlich vorbestimmtes Prinzip behandeln, in dem der weibliche Charakter einzig zur ergänzenden Anpassung an den Mann festgelegt sei. So gelingt es, unter Berufung auf das Naturgesetz, die zwischengeschlechtliche Ungleichheit 'vernünftig' abzusichern und so der menschlichen Verantwortung zu entziehen. Für weibliche Bildung bedeutet dies, daß die Frau auf ein Seinsprinzip festgelegt wird, das eine Ausbildung wissenschaftlich-intellektueller Kompetenzen von vornherein ausschließt. Zur Begründung dient die weibliche Unfähigkeit, komplexe Systemzusammenhänge oder längere Ideen-

ketten zu erfassen. Unter Vernachlässigung abstrakter Disziplinen wird gleichzeitig von den Pädagogen ein differenzierter Unterweisungsplan für Frauen und Mädchen entworfen, der angelegt ist auf das schon erörterte Ergänzungsbedürfnis des Mannes und scharf trennt zwischen gelehrtem Bildungsballast und solchen Fähigkeiten, die für das Haus und die Unterhaltung des Mannes von Nutzen sind. So auch in den Weiblichkeitsentwürfen von Rousseau, die sich als prägend für die pädagogische Diskussion in Deutschland zeigen und in den pädagogischen Konzepten der Philantropen (z.B. Joachim H. Campe) weitergeführt werden. Dieses dualistische Konzept der Philosophen, das das Weibliche qua Naturgesetz in eine klar umgrenzte Lebenssphäre weist, kann auf allen Ebenen für sich Erfolg verbuchen. So bemühen sich nicht nur Paedagogen, sondern mit ihnen eine nicht unwesentliche Anzahl von populärwissenschaftlichen Schriften in den jedem zugänglichen Wochenschriften, diese metaphysischen Bestimmungen des Weiblichen auf eine profane Alltagsebene zu transportieren und Handlungsanweisungen für das alltägliche Leben der Frauen zu liefern. Ferner wirken sich auch die auf diesem Konzept beruhenden konservativen Ehe- und Familienauffassungen prägend auf die Gesetzestexte des Bürgerlichen Gesetzbuches aus. (Vergl. Fichte und Hegel)

Stellte sich die Rede vom naturbedingten Geschlechterunterschied derart als dominanter Diskurs heraus, so erhoben sich doch immer wieder Gegenstimmen dazu - namentlich in den Bewegungen, die sich einer antibürgerlichen Moralhaltung verschrieben hatten und/oder eine ästhetische Weltanschauung propagierten. Dies beinhaltete konsequenterweise immer einen Angriff auf das bürgerliche Ehe- und Familienkonzept und daraus folgend eine freiere Entfaltung der Frau, z.B. in der Frühromantik (Schelling, Schleiermacher). Auch die Bewegung des 'Jungen Deutschlands' in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts erschütterte dieses strikte Polaritätsdenken. Beeinflusst von dem frühsozialistischen Gedankengut der Saint-Simonisten in Frankreich und den frühromantischen Moralformen plädieren sie für ein egalitäres Geschlechtermodell und geistige Betätigung der Frau, deren ausschließliche Ausrichtung aufs Haus sie entgegen den herrschenden Normen als Verkümmern der freien Entfaltung der Persönlichkeit der Frau ansehen. Dieses Gedankengut und die revolutionären Vorstöße des Jahres 1848 begünstigen dann auch das Aufkommen einer politisch orientierten Frauenbewegung, die sich im weiteren Verlauf dem weiblichen Bildungsvorha-

ben in besonderer Form wieder zuwenden sollte.

Bildungs- und Weiblichkeitsentwürfe der alten Frauenbewegung

Verspricht Bildung im bürgerlichen Sinne, auf die Ausübung von Macht und Wissen zentrierte, rational-geistige Fähigkeiten auszubilden, und gehört somit in allen Emanzipationsbewegungen zu den zentralen Forderungen, so gilt dies auch für die alte Frauenbewegung: ihre Emanzipationsideen und Freiheitsentwürfe waren eng verknüpft mit der Hoffnung, diese durch eine spezielle Frauen- und Mädchenbildung verwirklichen zu können. Offensichtlich zeigt sich jedoch Bildung in der Geschichte niemals als neutraler Begriff. Bildung zeichnet immer eine bestimmte Bewegung zu einem bestimmten Ziel. Sie ist mit einer bestimmten Ideologie verbunden und mit einer bestimmten Sicht vom Menschen. In diesem Sinn ist auch Frauenbildung als besondere Veranstaltung, wie gezeigt wurde, immer gebunden an bestimmte historische Ausprägungen der Frauenrolle. Wenden wir uns nun der alten Frauenbewegung mit der Frage zu, ob sie zum herrschenden dualistischen Weiblichkeitskonzept einen qualitativ anderen Weiblichkeitsentwurf anzubieten hat, so läßt sich diese Frage zumindest für den konservativ/gemäßigten Teil der alten Frauenbewegung verneinen, der eindeutig auf die traditionelle patriarchale Polarisierung in weibliche und männliche Geschlechtscharaktere zurückgriff.

Im Folgenden sollen nun zwei unterschiedliche Strukturen skizziert werden, die als Denkmodelle zur Befreiung der Frau den Bildungskonzepten der alten Frauenbewegung zugrunde lagen. Und wie sich später zeigen wird, auch in der heutigen Frauenbewegung noch eine Rolle spielen: das dualistische und das egalitäre Modell.

Wenden wir uns zunächst dem gemäßigten oder auch konservativen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung zu: in der Tradition der aufklärerischen Mädchenschulpädagogen stehend vertreten sie ein dualistisches Geschlechterkonzept. In ihrem Bemühen, den Veränderungen der Produktionsverhältnisse Rechnung zu tragen und zu einer Neubestimmung und Wertung der weiblichen Rolle zu finden, griffen sie zuerst die traditionellen Sozialaufgaben der veralteten "Hausmutter" auf. Hatten schon die Mädchenschul-

paedagogen/paedagoginnen am Anfang des 19. Jahrhunderts versucht, die Frau durch eine strenge Tugendlehre und Disziplinierung von jenen Affekten zu befreien, die ihrem Handeln aus Pflicht und Überlegung hinderlich sein könnten, so versuchte nun auch die alte Frauenbewegung, mit einem moralisch-autoritären Erziehungskonzept die Frau wieder einzugrenzen auf ihren Geschlechtscharakter, erweitert allerdings dahingehend, daß die spezifische Sittlichkeit der Frau bei ihnen zur Erziehungskompetenz erhöht wird. Sie fordern zwar das Recht auf höhere Bildung und Angleichung des Lehrplans der höheren Mädchenschule an denjenigen der höheren Knabenschule, um den Frauen Zugang zur wissenschaftlichen Weiterbildung zu ermöglichen. Dies aber in erster Linie deshalb, um die traditionelle "Bestimmung des Weibes" zu einer Kulturaufgabe zu transformieren, ihr eine öffentliche Legitimation zu verschaffen, die sie befähigen sollte, die ihr eigenen Wesenszüge zum Wohl der Allgemeinheit einzusetzen. Durch Bildung und Übernahme von Pflichten sollte die Frau sich "tüchtig machen zur Leistung im Staate" und zur Ausübung von Rechten. Helene Lange, die ab 1901 Vorsitzende der beiden mitgliederstärksten Vereine des mittleren Flügels der Frauenbewegung war und neben Gertrud Bäumer als Protagonistin der Bildungsreformbewegung für Mädchen und Frauen gelten kann, stellt in einem Aufsatz um die Jahrhundertwende die Frage nach den intellektuellen Grenzlinien zwischen Mann und Frau.

Lassen wir sie selber sprechen:

"Wie sich ihr Körper in gleicher Weise aufbaut, so nährt sich auch ihr Geist von den gleichen Elementen und arbeitet nach denselben Gesetzen; zweimal zwei ist vier so gut für die Frau, wie für den Mann, wenn man ihr auch häufig das Gegenteil einreden möchte. Die Arbeit nach wissenschaftlichen Methoden spielt sich bei beiden Geschlechtern gleich ab; man muß sie nur gelernt haben. Beide sind Menschen, beide mit den gleichen Seelenkräften ausgestattet; für beide ist das höchste Vermögen, von dem als Zentrale die übrigen zu regieren sind, die Vernunft."¹⁾

Es geht weiter mit einer Differenzierung des oben Genannten, quasi als Gleichzeitigkeit sei aber noch eine andere, diesmal biologische Tatsache zu beachten, die weitreichende Folgen habe:

"Obwohl die Geschlechter körperlich und geistig auf dem gleichen Boden stehen, zeigen sie doch neben der körperlichen auch eine durchgängige geistige Differenz, die nicht auf einer anatomisch nachweisbaren Verschie-

denheit der Hirnstruktur beruht, sondern auf der Verschiedenheit der Interessen- und Gefühlsrichtung, die ihre verschiedenen physiologischen Funktionen bedingen. Das Weib ist zur Mutterschaft bestimmt; diese Bestimmung bedingt ihre physische und psychische Eigenart. Der Mann ist, seiner physiologischen Grundlage entsprechend – wie auch der einzelne von dem Typus abweichen möge – als Gattungswesen der unruhigere, beweglichere, mit mehr Initiative ausgestattete Teil. Die Tatsache seiner größeren Variabilität scheint unbestreitbar; sie sichert seinem Geschlecht die zahlreicheren und größeren Genies, d.h. wirklich schöpferischen Geister (worauf die sich am häufigsten zu berufen pflegen, die am wenigsten Ursache dazu haben), aber auch den größeren Anteil an der Entartung, an Verbrechertum und Idiotismus.²⁾

Die Grenzen sind nunmehr abgesteckt und folgendes Gedankenmodell ergibt sich: die Frau wird in den Stand der Vernunftwesen erhoben, die in ihrer geistigen Fähigkeit den Männern in nichts nachsteht, gäbe es da nicht die kleine, entscheidende Differenz, die der Mutterschaft, die dem Vermögen und Geist der Frau eine so eigenartige Färbung verleiht und sich anbietet, "die abstraktere, spekulative, auf das Systematische, Unpersönliche gerichtete Veranlagung des Mannes", aufs perfekte zu ergänzen.

Mutterschaft als eine Qualität des Weibes anzuerkennen, als "Wesensbestimmtheit, die nicht als Hemmnis für die geistige Entwicklung, sondern als Wegweiser anzusehen ist", die "der Menschheit einen durch keine anderen zu ersetzenden Kulturfaktor sichert", war ihr Programm.

Eine charakteristische Umwertung der Werte: die "Natur" der Frau, die immer als Argument diente, die Frau in ihrer untergeordneten und unmündigen Rolle zu belassen, wird nun zu einem "Kulturgut" erhöht, das es zum Wohl der Allgemeinheit einzusetzen gilt. Nicht mehr die private Hausfrau war gefragt, der die Familienarbeit reiner "Selbstzweck" ist und die "unaufhörlich am häuslichen Herde mit der Produktion und Verwertung von Gefühlen beschäftigt ist, während der Mann die Welt der Ideen beherrscht", sondern die staatsbürgerlich gesinnte, für das Wohl der Volkswirtschaft sich verantwortlich fühlende Frau.

Das bürgerliche Emanzipationsideal war nicht, es dem Mann gleich zu tun, sondern eine Andersartigkeit der Frau zu dokumentieren, die es ihr erlaubte, etwas leisten zu können, was den Männern aufgrund ihres fortgeschrittenen Entwicklungsstadiums verwehrt war. So soll die rein theoretische

oder technische Wissenschaft weiterhin eine Domäne des Mannes bleiben, aber "überall da, wo es sich um ein lebendiges, hilfreiches Wirken von Mensch zu Mensch und für Menschen handelt, um die ganze weitverzweigte Tätigkeit, die wir unter dem Namen soziale Hilfsarbeit zusammenzufassen pflegen, da soll, wie schätzenswert und wichtig die Mitarbeit des Mannes sein mag, die königliche Domäne der Frau der Zukunft sein."³⁾

Die Verwirklichung der Selbstbestimmung der Frau wurde also von der Frauenbewegung vornehmlich im Bereich der Sozialarbeit und im Lehrberuf angesiedelt. Helene Lange nannte die Frauenbewegung so auch eine 'erzieherische'. Es wurde versucht, Ausbildungsmöglichkeiten zu schaffen, damit Frauen ihre Mission, den Mutterberuf, auch in der Öffentlichkeit ausüben konnten. So wurde der Dualismus der Geschlechter auch für die Erwerbsgebiete festgeschrieben, die 'personenorientierte' Frau gegen den 'sach- und geräteorientierten' Mann. Gleichzeitig wurde allerdings eine den Geschlechtscharakter verstärkende Erziehung abgelehnt, da im Kampf um den institutionellen Zugang der höheren Töchterschule zu männlichen Institutionen die Geschlechterideologie im Wege war. Die hauswirtschaftliche und karitative Ausbildung wurde so in die Zeit nach der schulischen Ausbildung der Mädchen verlegt. Da der gemäßigte Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung an den traditionellen bürgerlichen Institutionen Familie und Ehe festhielt und auf keinen Fall zur Auflösung der Familie beitragen wollte, wurde ihr Kampf um den Zugang zu Ausbildungsmöglichkeiten und "männlichen" Berufen in erster Linie für die unverheirateten, die kinderlosen oder im Zölibat lebenden Frauen geführt. Der verheirateten Frau der "besitzenden Stände" war die Rolle der Hausfrau, Gattin und Mutter zugeordnet, erweitert allerdings um ihre Rolle der freiwilligen Wohltäterin.

Diesem dualistischen Emanzipationskonzept gegenüber steht die aufklärerisch-egalitäre Richtung der Frauenbewegung, repräsentiert durch die sozialistische Frauenbewegung und den sog. radikalen Flügel der Bürgerlichen. Gab es zwar, was Klassenlage und Zielsetzung der beiden Bewegungen ausmachte, viel Trennendes, so stand in beiden Bestrebungen doch die Gleichheit der Geschlechter im Zentrum ihrer Überlegung, ihre Geschlechterideologie war grundsätzlich egalitär und sie verfolgten beide eine konsequente Politik der gleichen Rechte. Beide Bewegungen versuchten die aufklärerisch-menschenrechtliche Parole von Gleichheit und Freiheit aller

Menschen radikal auf die Frauen auszudehnen und unternahmen alles, die Geschlechterdifferenz, an der dem gemäßigten Flügel der Frauenbewegung so viel gelegen war, zu negieren. Grundsätzlich wurde die Funktion der Familie und Ehe für die Unterdrückung und Entmündigung der Frau erkannt und gegen eine gesonderte Frauensphäre gewettert. Beide Geschlechter hätten allen Menschen gemeinsame Eigenschaften. Die Radikalen, politisch zwischen Linksliberalismus und Sozialdemokratie angesiedelt, forderten politische Rechte als Naturrechte, wobei sie allerdings die bürgerliche Gesellschaft und das bürgerliche Recht grundsätzlich anerkannten, nur als reformbedürftig ansahen. Ihr Ziel war das Frauenstimmrecht. Darauf hätte in ihrem Sinne die Frauenbildung und Erziehung vorzubereiten.

"Wir aber fordern für das weibliche Kind dieselben Bildungsmöglichkeiten, die dem männlichen Kinde gewährleistet sind. Und wir wollen die gemeinsame Erziehung der Geschlechter. Durch die Trennung der Knaben und Mädchen in der Schule wird von vornherein die Geschlechtsunterschiedlichkeit scharf betont, wird darauf hingewiesen, daß dem Knaben anderes – das heißt mehr gebühre, als dem Mädchen. Und damit der Grund gelegt zu der Geringschätzung des Knaben dem Mädchen gegenüber. Eine Geringschätzung, die konsequenterweise zur Verweigerung des Stimmrechts führen mußte. Die kleinen Kindermenschen wissen von ihrem Geschlecht nichts. Künstlich zieht man sie von Anfang an zur Unterschiedlichkeit auf, suggeriert ihnen schon durch das Spielen die Wesensart, die sie haben sollen. Dem Mädchen die Puppe, dem Knaben die Soldaten."⁴⁾

Einheitsschule, Koedukation und der uneingeschränkte Zugang für Frauen zur Universität waren ihre Ziele – über Erkenntnis und Wissen zum Stimmrecht. Individuelle Bildung wird als wesentliches Mittel zur Entwicklung der Frau und zur Gewinnung von Selbständigkeit proklamiert. Sie traten außerdem für eine Reformierung des reaktionären Ehe- und Familienrechts ein und in diesem Zusammenhang für die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau, auch der verheirateten. Ihr Engagement hatte die Ausbildung und Entwicklung einer eigenen, von der Funktion der Mutter und dem Status der Ehefrau unabhängigen Persönlichkeit der Frau zum Ziel, dabei ließen sie auch nicht eine selbstbestimmte Sexualität, eine freiere Sexualmoral und die Forderung nach leichterem Scheidung aus. Frauen wie Helene Stöcker ging es darum, die alten Sittlichkeitsbegriffe so umzuändern, wie es für das persönliche Glück der einzelnen Frau am besten erschien. So war denn auch für

Helene Stöcker Frauenemanzipation eine kulturrevolutionäre Bewegung. Ihr Anliegen war ein Aufbrechen der alten Normen und Denkverbote, die die Frauen in der Selbsttäuschung gefangen hielten und ihnen individuelle Glücksansprüche verwehrten.

Ähnlich und gleichzeitig doch verschieden war das Interesse der proletarischen Frauenbewegung: Die proletarischen Frauen waren wie die bürgerlichen Frauen privatrechtlich und politisch unmündig und wie diese für die Familienarbeit zuständig. Anders als diese waren sie nicht allein von höherer, sondern vielfach von Bildung überhaupt ausgeschlossen und aus wirtschaftlichen Gründen zur Erwerbstätigkeit gezwungen. Die ökonomische Selbstständigkeit, um die die Frauen der Bourgeoisie und des Kleinbürgertums ringen mußten, fiel den Proletarierinnen zwangsweise zu, allerdings zu dem hohen Preis der Verelendung und Doppelbelastung. Ihre Emanzipation als Frau sahen sie nur über die Verwirklichung des Sozialismus zu erreichen, im Kampf mit den Männern ihrer Klasse gegen den Kapitalismus. Die sozialistischen Feministinnen verneinten eine aus der Natur der Frau abgeleitete Bestimmung des Weiblichen und stellten die historische Perspektive im Rollenbild der Frau in den Vordergrund. Frauenerwerbstätigkeit wurde von ihnen grundsätzlich positiv beurteilt und zwar sowohl als gesellschaftliche Notwendigkeit, als auch als ökonomische Basis der individuellen Frauenemanzipation. Die Sozialistinnen forderten ebenso wie ihre Geschlechtsgenossinnen aus der bürgerlichen Ecke eine geschlechtsneutrale Erziehung und Koedukation in der Schule. Ebenso kämpften sie für gesellschaftliche Erziehungseinrichtungen, die anstelle der erwerbstätigen Mutter die Kinder zu betreuen und auszubilden hatte, und für Wirtschafts-genossenschaften. In der sozialistischen Frauenbewegung gab es erstmals eine spezifische Erwachsenenbildung für Frauen. Diese Bildungsarbeit erschöpfte sich nicht in Wohltätigkeit und Sozialarbeit, nicht Disziplinierung, Sittlichkeit und Bevormundung war ihr Ziel, sondern Selbsthilfe, Selbstschulung, Hebung des weiblichen Selbstbewußtseins, Solidarität und genossenschaftliche Selbsthilfe gehörten zu ihren wichtigsten Bildungsanliegen. Ansetzend bei der unmittelbaren materiellen Betroffenheit der Frauen wurde versucht, Interesse für allgemeine politische Fragen und Zusammenhänge zu wecken. Es wurde nicht daran gedacht, der Misere der weiblichen Doppelbelastung mit Haushaltsunterricht zu begegnen, sondern die Bereitschaft und Fähigkeit der

Frauen zur Vertretung ihrer Interessen in der Gesellschaft sollte gestärkt werden. Erziehung zur Mündigkeit war das Anliegen der Sozialistinnen, wenn auch Bildung als Voraussetzung für sozialistisches Handeln ihr zentrales Ziel blieb. In der proletarischen Frauenbildung wurde auch versucht, kein autoritäres Verhalten von Lehrenden gegenüber Lernenden auszubilden, sondern ihrer Vorstellung nach gab es nur eine Gruppe von gleichgestellten Frauen, die sich gemeinsam, z.B. bei den Leseabenden, um Aufklärung und die Bildung eines eigenen Urteils bemühten. In ihre Emanzipationsbestrebungen bezogen sie auch die Freizeit und den Körper mit ein, d.h. sie sahen auch im Genuß, im lustvollen Umgang mit sich selbst und anderen, im Tanzen und in der Bewegung Möglichkeiten zur Befreiung. Hier nochmals deutlich unterschieden von der bürgerlichen Wohlfahrt und Armenpflege, die in solcherlei Vergnügungen die sittliche Festigung und ihre Tugenderziehung gefährdet sah.

Zusammenfassend könnte man sagen, daß hier (mit der Einschränkung, daß Agitation für eine sozialistische Gesellschaft in der Bildungsarbeit ihr zentrales Anliegen blieb) und im radikalen Flügel der Bürgerlichen ansatzweise in der Frauen-/Mädchenbildung der Versuch unternommen wurde, Bildung der Frau um ihrer selbst willen zu denken und zu verwirklichen und nicht nur, um die männlich/gesellschaftlichen Ansprüche zu erfüllen. Obgleich auch sie noch nicht die Möglichkeiten hatten, sich den männlichen Normen, nach denen ihre Bildungsarbeit konzipiert war, endgültig zu entziehen.

Abschließend noch einige Worte zum Ausgang der Alten Frauenbewegung: Für die konservative Frauenbewegung, die mit dem Bund deutscher Frauenvereine (BdF) den mitgliederstärksten Kern der bürgerlichen Frauenbewegung bildete (1928 über eine Million Mitglieder), kann gesagt werden: sie ist gescheitert durch ihre Integration im Nationalsozialismus. Überspitzt formuliert bereitete ihre traditionelle Geschlechterideologie, ihre Mütterideologie und ihre Volks- und Staatsauffassung das ideologische Klima mit vor, das zur nationalsozialistischen Weltanschauung führte, und ließ sich so leicht in deren Herrschaft und Ideologie einfügen. So erklärte Gertrud Bäumer 1933:

“Für das uns gestellte Problem ist es im letzten Grund vollkommen gleichgültig, wie der Staat beschaffen ist, in dem heute die Frage der Einbeziehung der Frauen besteht: ob es ein parlamentarischer, ein demokratischer, ein

faschistischer Staat ist.“⁵⁾

Die Radikalen brachten nach dem Austritt aus dem BdF die Befreiung der Frau vermehrt in Zusammenhang mit der Friedensfrage und verschoben sich nach dem ersten Weltkrieg dem Pazifismus. Dabei engagierten sich die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit um Lida Gustava Heymann und der Bund für Mutterschutz um Helene Stöcker, die energisch vom BdF bekämpft wurden, auch weiterhin für Frauenangelegenheiten: allgemeines Wahlrecht, Empfängnisverhütung, § 218, Kampf gegen den Faschismus. 1933 wurden ihre Organisationen verboten und ein Großteil der Frauen mußte emigrieren: Helene Stöcker, Anita Augspurg, Lida Gustava Heymann, Gertrud Baer.

Die sozialistische Frauenbewegung schien bald aufgesogen von innerparteilichen Streitigkeiten. Nach der Spaltung der Arbeiterbewegung organisierte sich die revolutionär-sozialistische Strömung der proletarischen Frauenbewegung zunehmend in der KPD und arbeitete teilweise in Frauen- und Friedensfragen mit den 'radikalen' Frauen aus der pazifistischen Bewegung zusammen. Sie konnte sich jedoch auch nicht mehr zu einer eigenständigen Stärke erheben.

Die alte Frauenbewegung wurde also von der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus auf die eine oder andere Weise abrupt beendet und es sollte von daher für die neue Frauenbewegung in den 70er Jahren sehr schwer werden an den Konzepten und Erfahrungen der alten Frauenbewegung anzuknüpfen.

Heute – das Ende der Gleichheit

Um nun der Frauenschule, dem Heute, etwas näher zu kommen, wird es nötig sein, einen Blick auf die verschiedenen Weiblichkeitsentwürfe, die der bundesdeutsche Feminismus in der neuen Frauenbewegung bietet, zu werfen. Zwei konkurrierende Entwürfe zeigen sich auch hier am auffallendsten und erinnern, wenn auch in modifizierter Art, strukturell an die schon bekannten Modelle (das dualistische und das egalitäre Modell):

Ein Diskurs über das Weibliche fühlt sich nach wie vor dem Ideal der Gleichheit verpflichtet, dem aus klassisch-aufklärerischer Perspektive sichersten Maßstab emanzipatorischer Fortschrittlichkeit. Überspitzt formu-

liert geht es darum, Frau-Sein zu verweigern. Erst die Frau, die keine Frau mehr ist, kann sich über die Aneignung männlicher Werte und Verfahrensweisen mit Erfolg auf den Platz des Mannes katapultieren, kann mit ihm konkurrieren im gleichen Beruf, mit dem gleichen Erfolg, mit dem gleichen Verhalten. Es wird davon ausgegangen, daß Autonomie, Selbstverwirklichung und Befreiung der Frau erreicht werden könnten, durch gleiche Chancen und Rechte, um so an männlicher Macht partizipieren zu können. Die Geschlechtsdifferenz wird dabei als Mittel zur Festschreibung des spezifisch Weiblichen verstanden, die sich nur dazu eignet, die Frau ohne Fortschritt an ihren angestammten Platz zu ketten.

Unhinterfragt bleiben in diesem Diskurs oft die Werte selbst, mit denen es sich zu identifizieren gilt. Indem lediglich eine einfache Umkehrung hinsichtlich des Besitzes der Macht anvisiert wird und derart die Struktur der herrschenden Macht unangetastet bleibt, so findet man sich wieder, ob man will oder nicht, in der phalokratischen Ordnung, die es ja eigentlich zu verlassen gilt!

Die andere Richtung dagegen orientiert sich an jenem Weiblichkeitsentwurf, der im Frau-Sein ursprünglich-naturhaftes, sinnliches Menschsein verkörpert sieht. So scheint es wenig erstrebenswert, sich gemeinsam mit dem Mann Macht und Verantwortung zu teilen. Es erscheint sinnvoller, sich mit der korrupten, alles zerstörenden, frauenfeindlichen Männerwelt nicht mehr zu konfrontieren. Sondern ihr gegenüber, quasi als Negation, eine Gegenwelt aufzubauen, in der sich weibliche Identität, Lust und Liebe ungestört entfalten kann. Befreiung der Frau bedeutet hier, sich der moralisierend als böse eingestuften Männerwelt zu entziehen.

Hier geht es also darum eine Andersartigkeit der Frau zu postulieren, die Weibliches wieder an Ewig-Weibliches bindet. Das Weibliche wird als Kehrseite des Männlichen definiert, ein weibliches Selbst gegen ein männliches Selbst wird konstruiert und es wird sich so in einer Oppositionsstruktur verfangen, die für das männlich/abendländische Denken so charakteristisch ist. Weiblichkeit mit einer ursprünglichen Authentizität auszustatten, mag zwar als Identifikationsangebot verführerisch sein, kann es aber ebenso nicht vermeiden sich in den Werten zu verfangen, die den Frauen durch die Repräsentationssysteme der Männer auferlegt worden sind. Das Weibliche wurde immer schon als Kehrseite des Männlichen definiert und die Identifi-

zierung von Frau und Natur diene, wie an anderer Stelle gezeigt, immer als Legitimation des Ausschlußverfahrens von Weiblichkeit aus gesellschaftlich relevanten Bereichen. So ist es auch nicht möglich, sich in diesem Negativ positiv einzurichten, es sei denn, sich in dieser Maskerade der Weiblichkeit auf die Dauer ganz zu verlieren.

Es zeigt sich also, daß diese Alternativen, die die Position der Frau entweder in der Identifizierung mit der symbolischen Ordnung des Vaters/Mannes oder in Identifikation mit der archaischen Mutter zu bestimmen suchen, ungenügend sind, die besondere Situation, in der sich Frauen befinden, zu erfassen, da sie in der einen wie in der anderen Weise die Ordnung nur fortführen, der sie eigentlich entfliehen wollen.

Als solche sind sie also auch als Grundlage einer feministischen Bildungskonzeption ungenügend. Um dem Weiblichen/der Frau gerecht zu werden können wir nicht mit moralischen Maßstäben, klassischen logischen Verfahren, mit Gleichheitsdiskursen oder mit komplementären Geschlechtermodellen operieren. Vielmehr müßte eine feministische Bildungsarbeit nach Ansätzen suchen, die in der Lage sind, diese beschriebenen Modelle zu verschieben und ebenso die Zentren des Bildungsbegriffs selbst, die da sind: Wahrheit, Bewußtsein, Präsenz, Substanz, Wissen, Vernunft, Identität, Sinn, Zweck.

Als geeignet dafür und auswegweisend könnten sich hier die Ansätze der französischen Theoretikerinnen Julia Kristeva, Luce Irigaray, Helene Cixous und der deutschen poststrukturalistischen Theoretikerin Eva Meyer herausstellen, auf deren Unterschiede ich in diesem Zusammenhang nicht genügend werden eingehen können, doch deren Bemühungen um das Weibliche teilweise eine ähnliche Bewegung zeigen, die für das Angehen unseres Problems interessant sein dürfte: Sie versuchen, das Weibliche als Verfahren, als Funktions- und Produktionsweise zu beschreiben, wobei Weibliches nicht mehr nur als objektive Wahrheit Frau, als Wesensmerkmal der Frau erscheint, sondern als Verfahren durchaus auch von einem Mann praktiziert werden kann. Dieses weibliche Verfahren kennzeichnet sich dadurch, daß es das aus der herrschenden Logik/Ordnung mit ihren Regeln der Identität, Eindeutigkeit, Linearität und Dichotomie Ausgeschlossene und Verdrängte, nämlich das Heterogene der Materie, das diese Ordnung zuallererst hervorbringt, wieder ins Spiel zu bringen trachtet, was diese Logik, diese Alternativen verschieben und überschreiten könnte, mit dem Gewinn, in der

Rede ein Mehr (das Weibliche?) erscheinen zu lassen.

Gehen wir nochmal von der Dichotomie Männlich/Weiblich aus – das Eine und das Andere, von der Cixous nachgewiesen hat, daß sie das Grundmodell der logozentrischen Ideologie sei, die sich auf eine endlose Wiederholung solch hierarchisierender Binarismen aufgebaut hat: Natur – Kultur, Realitätsprinzip – Lustprinzip, Begriff – Intuition, Intelligible – Sinnliche, Aktivität – Passivität....

In diesen Binarismen wird die eine, "weibliche" Seite immer zugunsten der anderen "männlichen" Seite verleugnet oder, wie Irigaray es ausdrückt, "in den selbstrepräsentativen Systemen eines "männlichen" Subjekts ausgelöscht, das versucht, das Andere immer in das Gleiche zurückzuführen."

Das Eine/Einzige/Männliche repräsentiert so grundsätzlich alles überhaupt Denk- und Sagbare. Seine Diskurse, seine Werte, sein Imaginäres garantieren Gesetz und Wahrheit. Seine Definitionsmacht bestimmt die soziale Funktion und Rolle der Frau, ihre sexuelle Identität, wie Irigaray sagt.

Auf der anderen Seite erscheint das Weibliche in diesem Gegensatzpaar als das Andere, als der Mangel des Einen (Geschlechts), als sein Negativ. Als Repräsentantin des 'ontologischen Ort des Nichts' ist die Frau ohne Sprache, ohne Verankerung im Imaginiären, ohne eigenes symbolisches Bezugssystem. Es gibt so gesehen also nicht zwei Geschlechter, sondern nur ein Geschlecht. Fragt man trotzdem nach dem möglichen Ort der Frau in unserer Kultur, in der Sprache, wird es darum gehen:

"... diesen ontologischen Ort des Nichts, den Schauplatz des Weiblichen, wieder ins Spiel zu bringen. Und zwar nicht als Negation, wie sie logischerweise eine Opposition, also eine Dichotomie artikuliert und somit phallisch reduzierbar ist. Wenn nämlich der positiv gewordene Wert, der Phallus, schon auf das Sein hingewiesen hat, kann die als Wiederholung charakterisierte Negation auf nichts anderes als auf ihn hinweisen."⁶⁾

Dem Weiblichen seinen Ort in der Differenz der Geschlechter zu verschaffen, würde bedeuten, daß Weibliches weder als Gleiches, noch als Kehrseite des Spiegels in einem symmetrischen Denkmodell erscheint, sondern, indem die herrschende Logik ver-rückt wird, Weibliches darüberhinausgehend ein "Drittes" markiert, das sich weder auf das Gleiche noch auf das ergänzende Andere reduzieren ließe. Diese Dritte fungiert weder als Synthese noch als Versöhnung, sondern bezeichnet die doppelte Verneinung: weder das eine noch das andere. Es gilt also ein vielfältiges und heterogenes Modell von

Differenz zu entwickeln, das sich nicht auf eine Dichotomie reduzieren läßt. Die schon genannten Theoretikerinnen versuchen das, indem sie die Geschlechtsdifferenz als eine sprachliche erfassen, da die Sprache es ist, die die Wirklichkeit erschafft und die definitiv die Frau ins Spiel bringt. Die stumme Frau, in Bildern/Bildung erstickt, aber selbst ohne Bilder und Sprache. Um die Möglichkeit der sprechenden Frau hervorzubringen, versuchen Cixous und Irigaray, das weibliche Imaginäre als das "ganz Andere" zu denken, ohne dabei in der binären Opposition stecken zu bleiben. Es wird im Unterschied zum Männlichen entwickelt, aber gleichzeitig nicht inhaltlich festgelegt, um nicht wieder von der Sprache des Logozentrismus erfaßt und vernichtet werden zu können. Dabei benutzt Irigaray die Körperlichkeit der Frau als Metonymie und Metapher für diejenigen Kategorien, die, ausgeschlossen aus dem herrschenden Symbolischen, nicht repräsentabel, sich den diskursiven Ordnungssystemen und dem männlichen Identitätszwang entziehen und sich so für eine statische Identität nicht anbieten. Dabei läßt sich die Spur der Metonymien und Metaphern zwar verfolgen, doch gelangen sie an kein Ende. Jede mögliche Perspektive bietet andere Einblicke, die einen einheitlichen Blick, einen Über-Blick nicht garantieren. Eine Sprache entsteht, die das Körperliche nicht aus sich ausschließt, ein Imaginäres, das der Körperlichkeit der Frau, ihrer Morphologie entspräche – das Halboffene, das Poröse, das Schleimige und das Flüssige sollen konzeptuell verankert werden, um den Frauen im Diskurs einen Ort zu ermöglichen und so dem Begehren der Frau zur Repräsentanz zu verhelfen. Unabgeschlossenheit und Unbegrenztheit sind so auch die Eigenschaften, mit denen Irigaray den möglichen Ort der Frauen kennzeichnet. Begreift Irigaray "Weiblichkeit" so grundsätzlich als Pluralität, erinnern ihre Beschreibungen doch wieder an Kategorien, die sich auf die traditionelle Festschreibung des natürlich-weiblich-Sinnlichen beziehen, da sie die Vielgestaltigkeit der Frau zurückführt auf einen Biologismus, auf die weiblichen Genitalien: Multiplizität, Kontingenz, Taktilität, Präsenz, Dichte, Flüssigkeit, Zirkularität, Selbstberührung, Selbstbezug machen den möglichen Ort der Frau aus. In der Tat sind es aber auch Begriffe, die sich dem Griff der Logik, der Identität, der Präsenz entziehen. Sie sind logisch nicht realisierbar, markieren die Grenzen des vernünftigen Sprechens und verweisen auf die nicht anerkannten spekulativen, poetischen, unbewußten Komponenten von Sprache, die sich jedoch allen Rationalisierungsbemühungen entziehen und der vollstän-

digen Systembildung trotzen. Von daher scheint ihr Ansatz doch geeignet einen Weg zu weisen, über den die Frauen ihren Ort im Symbolischen verrücken können.

Dabei kann es sich aber nicht um eine Abkehr von Struktur/Form überhaupt handeln, "im Sinne einer Rückkehr zur Natur. Vielmehr handelt es sich um eine "Verflüssigung" dieser Opposition (Natur/Kultur) selbst, um die Mechanik der Festkörper durch den überschüssigen Einspruch des Flüssigen in Bewegung zu bringen und zu verme(e)(h)ren."⁷⁾

Würde versucht, Struktur/Form/Gesetz überhaupt zu verabschieden, beispielsweise im Sinne einer Rückkehr zu den Erfahrungsdimensionen einer präödiptalen Mutter-Kind-Beziehung, könnte das nur in den Wahnsinn oder ins absolute Schweigen führen.

Julia Kristeva nimmt diesbezüglich einen differenzierten Standpunkt ein. Der Diskurs ist bei ihr immer beides: strukturiert und heterogen.

In ihrem Buch: "Die Revolution der poetischen Sprache" untersucht sie den verdrängten Untergrund der symbolischen Ordnung. Diesen Untergrund bezeichnet sie als das Semiotische. Es repräsentiert die Zeit der praeödiptalen Mutter-Kind Beziehung mit ihrer noch relativ freien Wunsch- und Triebökonomie. Diese Zeit mit ihren speziellen Erfahrungen muß beim Eintritt in die symbolische Ordnung verdrängt werden. In einer Welt nun, die versucht, das Subjekt auf ein Verstandessubjekt zu reduzieren, werden diese Erfahrungen und Ausdrucksmöglichkeiten, bei Kristeva das Semiotische genannt, zwangsläufig marginalisiert. Daß es jedoch trotzdem möglich ist, daß das Semiotische sich in die logisch-syntaktische Ordnung einschreibt, weist Kristeva an den poetischen Texten der literarischen Avantgarde nach. Das Semiotische verweist mit seinen Rythmen, Verschiebungen, Verdichtungen, Metaphern und Metonymien auf das Praeödiptale, somit auch auf die Virtualität der Mutter/Frau. Daraus folgert Kristeva, daß die Frau als prädestiniert für eine neue Sinnggebung zu gelten hätte, die das Semiotische nicht aus sich ausschließt. Könnte sich diese libidinös-archaische Struktur, die beim Eintritt in die symbolische Ordnung der Dinge, der ein Eintritt in die Sprache und ebenso ein Eintritt in die Welt der Benennungen ist, mit der Trennung vom Körper der Mutter verdrängt werden mußte, in den Akt der Symbolisierung vermitteln, wäre das die Möglichkeit einer neuverstandenen Subjektivitätsstruktur für die Frau.

Indem Kristeva das produktive Potential des semiotischen beschreibt, das

mit jenen anderen unsinnigen, triebhaften und vitalen Impulsen das Symbolische, die 'Wahrheit' irritieren kann, ohne das Symbolische dabei ganz zerstören zu müssen, ist vielleicht auch eine andere Sicht des Weiblichen möglich, das ja auch wie das Semiotische marginalisiert wird, bzw. als Nicht-Existenz, als Mangel erscheint. Aus dieser Perspektive könnte dann gerade der mit dem Weiblichen identifizierte Mangel, ihr Defizit, ihre Nicht-Existenz zur Chance werden, der Einheit von Logozentrismus und Phallogozentrismus zu entgehen – somit Denkschemata zu sabotieren, die Einheit, Hierarchie, Entweder/oder, Funktionieren, In-Besitz-Nehmen, Linearität, Rationalität, Tausch, Entsinnlichung heißen.

Dieser Entwurf von Weiblichkeit verweigert sich Denkweisen, die Weibliches auf entsprechende Weise wieder festlegen wollen. Frauen verhelfen dem Mangel, der in der Wahrheit, gedacht als metaphysische, einheitsstiftende Instanz, immer schon wirkt, aber nicht wahrgenommen werden darf, zum Ausdruck, und die Qualität kann nur darin bestehen, diesen Mangel nicht wieder füllen zu wollen mit neuen Normen, Ideologien von Weiblichkeit, so gut sie auch gemeint sein wollen.

Das heißt auch, in ein ästhetisches Spiel mit der Weiblichkeit einzutreten, das verschiebt, verdichtet, wiederholt und nichts an seinem Platz läßt, und dabei eine Auflösung der Ontologisierung von Weiblichkeit betreibt. Ein Handeln, das in der Lage wäre, das Verdrängte, Negative zum Sprechen zu bringen.

“Es wird sich darum handeln, Denkweisen und Praktiken zu erfinden, die so etwas wie das Heterogene, das Negative zulassen, ohne es, fasziniert vom noch nicht Bestimmbaren, in Metaphern zu ersäufen, die davon etwas Diffusität über die Leere und eine Pfütze der Flüssigkeit übrig lassen.”⁸⁾

Eine Theorie des Weiblichen kann sich nicht positiv bestimmen, sie hat kein positives Ziel, kann sich erstmal auf keine positiven Werte beziehen.

Tut sie es doch, wird sie immer in die Falle der männlichen Definitionsmacht tappen, die immer schon da ist, wenn das Weibliche versucht sich an einem Ort festzuschreiben. Es handelt sich also vorrangig erstmal um die Vermeidung von Fremdbestimmung, als um die so ersehnte Selbstbestimmung.

Dazu müssen traditionelle Diskurse ebenso wieder durchquert werden, wie die Maskerade des Weiblichen, doch nicht um den Preis der Unterwerfung und naiven Umkehrung, sondern um den Gewinn der Dekonstruktion, die Irigaray so beschreibt:

“Es existiert, zunächst vielleicht, nur ein einziger ‘Weg’, derjenige, der historisch dem Weiblichen zugeschrieben wird: die Mimetik. Es geht darum, diese Rolle freiwillig zu übernehmen. Was schon heißt, eine Subordination umzukehren in Affirmation und von dieser Tatsache aus zu beginnen, jene zu vereiteln. Während diese Bedingung zurückzuweisen für das Weibliche darauf hinausläuft, den Anspruch zu erheben, als (männliches) ‘Subjekt’ zu sprechen, oder eine Beziehung zum Intelligiblen zu postulieren, die die sexuelle Indifferenz aufrechterhält. Mimesis zu spielen bedeutet also für eine Frau den Versuch, den Ort ihrer Ausbeutung durch den Diskurs wiederzufinden, ohne sich darauf einfach reduzieren zu lassen. Es bedeutet – was die Seite des ‘Sensiblen’, der ‘Materie’ angeht –, sich wieder den ‘Ideen’, insbesondere der Idee von ihr, zu unterwerfen, so wie sie in/von einer ‘männlichen’ Logik ausgearbeitet wurden; aber, um durch einen Effekt spielerischer Wiederholung das ‘erscheinen’ zu lassen, was verborgen bleiben mußte: die Verschüttung einer möglichen Operation des Weiblichen in der Sprache. Es bedeutet außerdem, die Tatsache zu ‘enthüllen’, daß, wenn die Frauen so gut mimen, dann deshalb, weil sie nicht einfach in dieser Funktion aufgehen. Sie bleiben ebensosehr anderswo. Eine andere Beharrlichkeit der Materie, aber auch des ‘Lustempfindens’.”⁹⁾

Dieses anderswo, dieses ‘andere Lustempfinden’ entgeht im traditionellen Diskurs der Repräsentation, es läßt sich nicht sprechen. Jede weiß zwar, daß es existiert, aber erstmal ist es nur im Vollzug gegeben, ansonsten weiß es sich nicht. Es bleibt im Unbestimmten und es gehört, wie die Freiheit selbst zum Undarstellbarem.

Das Rätsel der Frau bleibt also ungelöst und das ist auch gut so, denn sie ist nicht in Begriffe zu bannen, die uns im Moment zur Verfügung stehen.

Diese oben aufgezeigten Ansätze, Weiblichkeit zu denken, werden unterstützt und zeigen sich berührt von gegenwärtigen Entwicklungstendenzen in Wissenschaft und Alltag, insbesondere von der Postmoderne-Debatte. Ebenso versucht diese Debatte, das gesamte neuzeitliche Denken, seine Logik, seine Teleologie, seinen Anspruch auf Totalität und damit eine bestimmte Art des phallogozentrischen Diskurses in Frage zu stellen:

“Der Augenblick der Postmoderne ist eine Art Explosion der modernen Episteme, bei der die Vernunft und ihr Subjekt – als Platzhalter der ‘Einheit’ und des ‘Ganzen’ – in Stücke fliegen.”¹⁰⁾

Sowohl die Subjekte der Geschichte, als auch die rational-vernünftigen Erkenntniswege der Gegenwart verlieren den Anspruch auf den zentralen Platz, von dem aus alles Geschehene überschaut werden kann. Der Zugang zur Welt, zu den Objekten, verliert seine Eindeutigkeit. Die Ordnung der Dinge verändert sich. Man kann die Rede von der Postmoderne als eine spezifische Variante der Vernunftkritik bezeichnen, allerdings mit dem entscheidenden Unterschied, daß sie den allgemein beklagten Sinn- und Orientierungsverlust, die Schwierigkeit, noch einen erklärenden Zusammenhang in der Wirklichkeitserfahrung herzustellen, nicht mehr in einem erneuten allumfassenden Welterklärungsansatz aufzulösen sucht, sondern ihn als Chance verbucht, indem sich so eine Vielfalt von Erklärungen, Deutungsmustern, Theorien und Lebensformen etablieren kann und so die Möglichkeit besteht, das Machtsystem bloßzulegen, das gewisse Repräsentationen autorisiert, während es andere unterdrückt und als wertlos abstempelt.

Repräsentiert Bildung in der abendländischen Tradition immer ein Wissen, in dessen Zentrum das erkennende Subjekt alle Fäden in der Hand zu haben scheint, um so das Seiende zu kontrollieren und zu beherrschen, wird das Verhältnis Subjekt/Objekt dabei als absolute Dichotomie vorgestellt. So wird dieses Wissen zwangsläufig zur Bezeichnung eines Systems von Ausschlüssen. Eliminiert werden in diesem Wissen die Konfigurationen des Uneindeutigen, des Doppelsinnigen, der Bewegung, der Heterogenität, da sie sich nicht in der einen logischen Systematik entfalten lassen, die versucht, "Wahrheit zu etablieren als die einer binären Alternative. Ein Begriff ist darin entweder wahr oder falsch; hat er sich als "einer" ausgesagt, schließt er den "anderen" aus, der damit nicht existiert, unsinnig ist."¹¹⁾

Oder, ausgesagt in der Sprachspieltheorie Lyotards: die Wissenschaft, der die zwanghafte Rationalität eines kalkulierenden, selbstbeherrschten und ich-zentrierten Subjekts zugrunde liegt, versucht mit ihrem Sprachspiel der sachbezogenen Aussage als letzte Metasprache, alle Wissens- und Handlungsformen legitimieren zu können. So muß sie alle anderen Sprachspiele – das Narrative, das Mythische, das Versprechungen Formulierende, das Begehrende, das Schuldige und das Liebende aus sich ausschließen. Um als "wahr" zu gelten, braucht es einen Rückbezug auf das Allgemeine, auf eine alles umfassende Idee oder auf eine Autorität, die Einheit stiftet.

"Das bisherige Wissen hatte je die Form der Einheit, und diese Einheit war durch den Rückgriff auf große Meta-Erzählungen zustande gekommen."

(Lyotard)

Soweit aber heute ein Zerfall dieser Einheit offensichtlich wird und eine alles legitimierende Leitidee, sei es die Aufklärung mit ihrer Erzählung von der Emanzipation der Menschheit oder der Idealismus mit seiner Erzählung von der Teleologie des Geistes, immer fragwürdiger wird, bzw. zerbricht, kann sich gleichzeitig die Fülle des Wißbaren und Sagbaren emanzipieren. Indem sich zeigt, daß kein einzelner theoretischer Diskurs die ganze Wahrheit enthalten kann oder imstande ist, eine Erklärung für alle Formen der gesellschaftlichen Beziehungen oder für jede Art der politischen Praxis anzubieten, muß man sich mit einem Modell befreunden, das die irreduzible Vielfalt der Handlungsformen, Lebensweisen und Diskursarten betont, anstatt auf deren uniformer Einheit und Einzigkeit zu bestehen.

Nun ist auffällig, daß diese postmodern geforderte und zu beobachtende vielsprachige Artikulation zwar einerseits eine Chance für sich verbuchen kann, nämlich der Vielfalt der Sprachspiele Anerkennung zu verschaffen, so daß ein Paradigma nicht mehr das andere unterdrücken muß; gleichzeitig wird aber auch eine Gefahr deutlich: der Pluralismus verführt leicht zu Eklektizismus und Beliebigkeit. So bedeutet er oft keine gegenseitige Anerkennung, sondern die Reduktion von Differenz zu absoluter Indifferenz, Äquivalenz und Austauschbarkeit. Jeder Begriff scheint sein Gegenteil zu enthalten. Ein Einheitsbrei, der die Austauschbarkeit aller Möglichkeiten beinhaltet und jede vertretene Position, wie beliebig sie auch immer sein mag, allein aufgrund ihres faktischen Vorhandenseins eine Legitimität für sich beanspruchen kann.

Diesem Konglomerat aus verschiedenen Versatzstücken, in dem es nicht möglich ist, eine eigene Sprache in der Differenz und Reibung zu entwickeln, zu entkommen, würde voraussetzen, in aller Konsequenz die Differenz zu denken.

Wie schon beschrieben, scheint das Thema der sexuellen Differenz "in den selbstrepräsentativen Systemen eines 'männlichen Subjekts' ausgelöscht zu sein, das versucht, das Andere immer in das gleiche zurückzuführen." (Irigaray)

Propagiert nun der Postmodernismus die Differenz, so zeigt sich doch auch hier ein auffälliger Mangel: als Versagen, das Thema der sexuellen Differenz aufzugreifen.

Solange diese grundlegende Differenz, für die alle anderen Differenzierun-

gen zweitrangig sind, am Ausdruck gehindert wird, sie noch nicht einmal thematisiert wird und sie sich so nicht in die verschiedenen Sprachspiele einschreiben kann, wird sich mit Sicherheit keine Vielheit und Offenheit der Systeme ausprägen können.

Die Frauenschule repräsentiert als Ort den Versuch, dieser sexuellen Differenz Ausdruck zu verleihen, ohne dabei der Versuchung zu unterliegen, sie festzuschreiben. Um es nochmal deutlich zu machen: das Beharren auf Differenz bezeichnet weder ein Gegensatzdenken, noch ein ergänzungstheoretisches Modell, sondern ein Dazwischen, eine nie in Einheit aufzuhebende Lücke, die für alle Bestimmtheiten verbindlich ist und in der alle Bestimmtheiten sich letztlich wieder auflösen. (Derrida) So ist es auch möglich zu sagen:

“Frauen, das sind vor allen diejenigen, die die Differenz markieren, als das Dazwischen des Begehrens nach Ausdehnung und seiner ständig stattfindenden Beschränkung.“¹²⁾

Nun wäre es gelogen, zu behaupten, daß sich diese Perspektive der Frauenschule von Beginn an erschlossen hätte. In ihren Anfängen findet sich eher eine Affinität zum humanistischen Prinzip, demzufolge die Frauen sich durch Wissen, Bewußtsein und Reflektion die Welt erschließen könnten, das Weibliche aus der Verdrängung befreit und in die Repräsentation überführt werden könnte. Doch Bewußtwerdung heißt noch lange nicht Verwirklichung und die gewünschte Einheit zwischen Worten und Taten stellte sich als unmöglich heraus. Mit diesem Widerspruch wurden wir auch in unserer praktischen Bildungsarbeit schnell konfrontiert. Es war uns zwar theoretisch klar, daß Bewußtsein als kein ursprüngliches Phänomen, als kein Prinzip verstanden werden konnte, mit dem unser Dasein vollständig erklärbar und alles im hellen Licht unserer Erkenntnis transparent würde. Doch gleichzeitig war es auch kränkend, daß die Reflektion, durch die wir Klarheit über unsere Situation erhofften, mit ihrem einen Pol immer im Unverfügblichen, nie ganz im Wissen Auflösbaren, hängt. Die Differenz zwischen dem “Ich“ und dem “Denken“, die “differance“, wie Jacques Derrida sie bezeichnet hat, ist ein unaufhörlicher Aufschub. Der Aufschub eines “Ich“, das sich im Reflex auf sich selbst ständig einzuholen versucht, und doch nur von Objekt zu Objekt, von Spiegelbild zu Spiegelbild, den Spuren dieses “Ich“ auf den Fersen bleibt, ohne es je erreichen zu können. “...ich denke, wo ich nicht bin, also

bin ich, wo ich nicht denke.“¹³⁾

Es ist die Erfahrung der Unmöglichkeit des mit-Sich-Selbst-Identisch-Seins und der Mangel, daß unsere Wünsche und Begehren nie ganz befriedigt werden können, weil immer etwas fehlt und verdrängt wird.

Gleichzeitig resultiert aus diesem Ansatz aber auch die Freiheit, mit dem traditionellen Wissensbegriff zu brechen und der allgemeinen Wahrheit nicht mehr zu trauen, d.h. daß wir dieses scheinbar Unverfügbliche mit in unsere Bildungsarbeit einzubeziehen haben, wenn auch erstmal nur gedanklich. Die Frage nach der Wahrheit mußte neu gestellt werden und zeigte sich mit derjenigen der Differenz untrennbar verbunden. In diesem Sinne können wir auch der Unterschiedlichkeit unter Frauen einen produktiven Platz einräumen. Zwischen diesen Unterschiedlichkeiten sind Konflikte unvermeidlich und eine Versöhnung in der einen Wahrheit, dem einen Wissen und in der Angleichung unmöglich. Es kann in der Vielheit keine Ganzheit geben, auch nicht unter Frauen, und es erwies sich als völlig sinnlos, an dem Bild einer letzten Gemeinschaft (der Frauen) festzuhalten, es sei denn, wenn es um technische, bzw. pragmatische Lösungen geht. Sehr wohl gibt es aber ein Berühren, ein Hin und Her, eine Zirkularität im Austausch unter Frauen, die sich jetzt in der Differenz begründen kann, und es so möglich wird, in eine Wissensproduktion einzutreten, die die zutage tretende Vielfalt unter Frauen in ihrer Legitimität und Eigenart sichert und entfalten hilft und es ausgehalten werden kann, daß es keine vollkommene und harmonische Identität der Frauen mit sich und mit den anderen geben kann.

Nun lassen sich aus dem bisher Beschriebenen leider keine bequemen Folgerungen für ein feministisches Bildungskonzept ziehen, zumindest nicht im Sinne eines abhakbaren Kriterienkatalogs mit der Überschrift: “Das ist feministische Bildung“. Sehr wohl ist damit aber beschrieben, was als Voraussetzung und Reflektionsbasis in ein feministisches Bildungsunterfangen mit hineingenommen werden muß, das sich auf keine positive Tradition beziehen kann und so nach etwas “Anderem“ suchen muß. Unser Anliegen ist es zumindest, dieser beschriebenen möglichen Bewegung, diesem Prozeß gegenüber aufmerksam zu sein, ihm Raum zu geben, ihn zu unterstützen, dort wo er sich aussagen, darstellen will. Gleichzeitig handelt es sich aber erstmal um ein Denkmodell, das zwar in der Lage ist, unserer “Bildungsarbeit“ eine Richtung, vielleicht auch ein Profil zu geben, aber sicher nicht im Sinne einer direkten/leichten Umsetzung in die Praxis, in die Tat, sondern kann erstmal

nur als ein Hinweis/als ein Versuch auf die Praxis gelten, oder die Praxis in bestimmter Weise einfärben, denn das bisher Beschriebene kann nur eins sicher versprechen, daß es sich entzieht, sobald versucht wird, es festzuschreiben oder es pragmatisch umsetzen zu wollen.

In diesem Sinne soll jetzt zum Schluß versucht werden, noch einen Blick auf die Form, die sich die Frauenschule in Gestalt ihres Programms gibt, zu richten.¹⁴⁾

Vorab zur Übersicht:

In der Frauenschule finden im Jahr zwei Semester statt, die sich über jeweils drei Monate erstrecken (12 Abende pro Kurs) und ca. 26-32 Kurse beinhalten; außerdem gibt es im Semester regelmäßig eine Vortragsreihe, eine Informationsreihe zum Thema Sucht, frauenpolitische Diskussionen, sowie Angebote für Kinder und kulturelle Aktivitäten (z.B. spezielle Museumsführungen für Frauen). Außer den halbjährlichen Programmen wird jährlich eine Sommerwoche mit täglichen Einzelveranstaltungen durchgeführt, sowie eine Reihe von Lesungen, den 'literarischen Frauentreffen' während der Buchmesse. Zunehmend wollen wir auch Arbeitswochen/Tagungen zu einem bestimmten Schwerpunktthema veranstalten, z.B. im März 1989 die Tagung "Prägende Weiblichkeitsentwürfe des Nationalsozialismus".

Also, kurz gesagt, gibt sich die Frauenschule (um ihrem Namen Ehre zu tun?) vordergründig eine sehr traditionelle Form, die, da allseits bekannt (man weiß, worauf man sich einläßt?) Sicherheit verspricht und sich an verschiedene Bedürfnisse richtet. Gleichzeitig zeigt sich bei näherem Hinsehen aber eine Vielfalt von Formen, ein Ausprobieren der verschiedensten Formen. So versprechen die Kurse, die meist über drei Monate laufen, eine soziale Praxis unter Frauen. Sie versprechen Kontinuität, eine Praxis des näheren Kennenlernens und eine gewisse Intensität des Erarbeitens, der Auseinandersetzung und des Austauschs mit all den dazugehörigen Schwierigkeiten. Für Frauen, die sich auf diese Form nicht einlassen können/wollen, weil zu zeitintensiv oder zu nahegehend, gibt es kurzfristigere, komprimierte Angebote in Form von Vorträgen, frauenpolitischen Diskussionen oder Informationsreihen. Die frauenpolitischen Diskussionen folgen der Intention, aktuelle, politische Fragestellungen aufzugreifen (z.B. Frauenförderpläne, Müttermanifest, neue Reproduktionstechnologien). Sie finden meist an zwei oder drei aufeinanderfolgenden Wochen, jeweils einen Abend statt. Diese

Form hat sich für diesen Themenkomplex als sinnvoll erwiesen, da es zwar einerseits ein Interesse an aktuell-politischen Fragestellungen gibt, andererseits sind nur wenige Frauen bereit, sich diesen Themen in einem dreimonatigen Kurs zu widmen. Zu begründen ist diese Tendenz in der meist großen Allgemeinheit der politischen Fragestellungen, die die Einzelne individuell nur am Rande erscheinen lassen und also nicht die Wünsche der Frauen im vorher beschriebenen Sinne treffen. Von seiten der Referentin geht es bei dieser Form um Informationen und strukturierte Materialien zu den jeweiligen Themen, die sie den Teilnehmerinnen zur Verfügung stellt, und die dann gemeinsam diskutiert und aufgearbeitet werden.

Die Vorträge dagegen zeichnen sich durch eine viel größere theoretische Perspektive aus. Die Gewichtung liegt in dem Versuch, den Gegenstand des Interesses differenziert und konzentriert theoretisch auszuloten. Zumindest zum Zeitpunkt der öffentlichen Rede handelt es sich um ein geformtes, engagiertes, fertiges Produkt, das in seiner Bestimmtheit auf Öffentlichkeit ausgerichtet ist, sich der Öffentlichkeit zeigen will, um sich mit ihr zu konfrontieren. Dies im Unterschied zum eher privaten Charakter des Kursgeschehens, dessen Bewegung stark von dem Gruppenprozeß/den sozialen Beziehungen geprägt ist, theoretisch/praktisch das Thema gemeinsam erarbeitet wird und die Positionen sich erst im Laufe des Kurses ergeben. Nochmal konzentrierter zeigt sich die Vortragsform in der Frauensommerwoche, da dort über eine Woche jeden Abend zwei Vorträge gehalten werden. Es gibt immer ein übergeordnetes Thema, auf das sich die Vorträge aus je unterschiedlicher Perspektive beziehen. Daraus ergibt sich für die Zuhörerinnen eine dichte und intensive Form der Konfrontation mit verschiedenen Ansätzen, Stilen und Verfahrensweisen von Frauen, die in ihrer auch oft widerstreitenden und widersprüchlichen Form zu einer intensiven Auseinandersetzung anregen und bestimmte eingerastete Seh- und Denkweisen irritieren können, was sich auch anschließend in den angeregten Diskussionen im Cafe zeigt.

Bei den Tagungen geht es uns um folgende Arbeitsweise: wir wollen Referentinnen zusammenbringen, die an ganz unterschiedlichen, möglicherweise auch ganz entfernten Aspekten eines bestimmten Themas arbeiten, die vielleicht noch nicht einmal eine bestimmte Frauenperspektive einnehmen. Ihre Denk- und Arbeitsweise und der Umgang mit ihrem Material sollte aber die Offenheit mit sich bringen, sich einer dem Vortrag anschließenden Arbeits-

gruppe auszusetzen, die den Vortrag nachbereitet, neue Fragen stellt und nach Brüchen und Leerstellen sucht, um von dort aus weiterzudenken. Diese Arbeitsweise erweist sich als mühsam, aber sehr spannend und scheint uns ein geeigneter Weg zu sein, um überhaupt noch auf neue Gedanken zu kommen. Auch wenn sich häufig keinerlei festumrissene 'Ergebnisse' formulieren lassen, öffnet sich doch immer eine andere Perspektive auf Zusammenhänge, Verknüpfungen und den Sinn so mancher theoretischen und gesellschaftlichen Konstruktion.

Ein weiterer Versuch mit verschiedenen Formen zu experimentieren zeigt sich auch in dem neu eingerichteten "jour fixe". Da es kaum noch Orte für regelmäßige Diskussionszusammenhänge gibt, wo die alten und neuen Fragen der Frauenbewegung diskutiert werden können, d.h. in lockerer und entspannter Atmosphäre Fragen neu gestellt und die Veränderungen, Erfolge und Erfahrungen der letzten Jahre gemeinsam überdacht werden können, ist die Idee, einmal im Monat ein solches Diskussionsforum zu initiieren. Die Frauenschule stellt dabei den Raum zur Verfügung, übernimmt Organisation und Koordination. Für die inhaltliche Seite sind die Frauen verantwortlich, die sich an dem "jour fixe" beteiligen möchten. D.h. konkret: Diejenigen Frauen, die ein Thema, einen Text, eine Frage zur Diskussion vorschlagen, teilen uns Thema und Termin mit, übernehmen aber selbst die Diskussionsleitung für den entsprechenden Abend. Wir koordinieren die Termine und schicken alle paar Monate einen Rundbrief mit den Daten und Themen an alle angemeldeten Frauen. Diese Form halten wir für "zeitgemäßer" als andere, früher praktizierte Diskussionsforen, wo wir selber diejenigen waren, die die Themen vorgeschlagen und in der Diskussion strukturiert haben.

Wirft man nun einen Blick ins Kursprogramm, in die Ausschreibungen der Kurse und Vorträge, so fällt eine schon zitierte Vielfältigkeit auch in den Themenangeboten ins Auge, die, zentriert von einem jeweiligen Schwerpunkt, der ein übergeordnetes Thema mit möglichst vielen Sichtweisen konfrontieren soll, den unterschiedlichen Bedürfnissen und Interessen der Frauen versucht gerecht zu werden, aber nicht beliebig ist, denn die Auswahl der Themen folgt keinem Zufallsprinzip, was sich aber, wie meist, erst erschließt in dem, was nicht erscheint, aber davon später mehr. Erstmal, als kurzer Überblick, ist unser Programm interessant für Frauen, die

- in Gesprächsgruppen ihre persönlichen/privaten Probleme und Erfah-

rungen darstellen und zur Sprache bringen wollen, in diesem Sinne eher der radikal subjektiven Seite ihres Erlebens Raum geben möchten

- dem lesbischen Begehren nachgehen wollen
- einer speziellen weiblichen Lebenssituation nachgehen möchten (z.B. Mütter, Alleinerziehende, Alleinwohnende), und diese mit Frauen besprechen wollen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden
- weibliche Ästhetikproduktionen aus den Bereichen Kunst und Literatur kennenlernen wollen, sich für weibliches Schreiben interessieren, sei es eigene Texte in der Gruppe zu produzieren oder gemeinsam Poesie und Prosa von Frauen unter einem bestimmten Thema zu lesen
- sich an der Archäologie des Weiblichen beteiligen wollen, d.h. sowohl, daß Geschichte ausgegraben und zur Sprache gebracht wird, als auch, daß das Entstehen des Redens über die Frau rekonstruiert wird und die Verwicklungen der Frau darin
- aktuelle (nicht nur feministische) Theorien und Welterklärungsmuster kritisch unter die Lupe nehmen möchten
- neben der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeit noch nach anderen Formen des Ausdrucks suchen, sei es in der Bewegung, im Tanz, beim Theaterspielen oder durch Medien wie Film und Video
- die neugierig sind auf das Sprachverhalten und die Sprachwerdung von Frauen
- psychoanalytischen Deutungsmustern nachgehen möchten
- ein sach- und informationsgeleitetes Bedürfnis haben, dem 'unter Frauen' dabei aber eine Wichtigkeit zuerkennen (z.B. in den Computerkursen und den feminist english-Kursen)
- die Bilder und Existenzarten von Frauen in der Öffentlichkeit durchschauen möchten und aktuell gesellschaftspolitische Diskussionen führen wollen
- durch Vorträge ein Wissen von kompetenten Frauen in konzentrierter Form vermittelt bekommen wollen
- die Vergnügen, Genuß und Entspannung bei Lesungen, Festen und im Cafe suchen.

Nun ist eine solche Art der Aufteilung immer etwas irreführend und zwangsläufig verkürzend, da in ihr nicht die Überschneidungen und Verbindungen/Berührungen der einzelnen Themen und Interessengebiete erscheinen. Es sollte allerdings klar sein, daß in den einzelnen Kursen nicht nur eine

Erzählart gewählt wird, sondern versucht wird, sich auf vielfältige Art einem Thema zu nähern. So ist es zum Beispiel selbstverständlich, daß in einem Kurs, der vorrangig mit Texten arbeitet, dem subjektiven Erfahrungswissen zur Erkenntnis des Themas auch Wert und Sprache beigemessen wird; dort allerdings ausgelöst und bezogen auf den jeweiligen Text, auf den sich alle Frauen beziehen können und zu dem immer wieder zurückgekehrt wird. Ebenso in einem Kurs, der sich zum Beispiel als Gesprächsgruppe oder Selbsterfahrungsrunde ausschreibt und Frauen anspricht, die ihr subjektives Empfinden und Erfahren zu einem Thema austragen möchten; hier kann bei Bedarf auch mit Texten oder mit anderen Medien gearbeitet werden, die es manchmal erleichtern, über den subjektiven Horizont hinauszugehen, und es erlauben, eine andere Perspektive zu sich und den Anderen einzunehmen. Versuchten sich die Ausschreibungstexte in den Anfängen der Frauenschule in eher globalen und allgemeingefäßten Formulierungen, in der Hoffnung, dadurch möglichst viele Frauen anzusprechen, läßt sich heute eine Veränderung zu einer größeren Differenziertheit und Komplexität auch in den Texten beobachten. Es wird nicht mehr versucht, Frauen in pädagogischer Manier als eine abstrakte Zielgruppe anzusprechen, die es je nach Bedürfnis, durch einen dafür extra präparierten/konstruierten Ausschreibungstext anzulocken gälte, sondern die individuelle Art der Kursfrau, ihr Stil und ihre Intention sollen sich in den Texten möglichst präzise widerspiegeln. So sprechen die Texte auch nicht mehr im Namen von... oder im Namen für..., sondern im Namen der Frau, die diesen Kurs anbietet. Versuchen die Texte einerseits möglichst präzise auszudrücken, was die Kursfrau anzubieten hat, mit welchem Material und in welche Richtung sie das Thema angehen will, um der potentiellen Kursteilnehmerin eine Entscheidung zu ermöglichen, wird gleichzeitig nicht so getan, als wäre das Ziel oder der Weg zum Ziel schon vorgezeichnet. Die Texte enthalten sich globaler Erklärungsmuster und versuchen eher zu beschreiben und offene Fragen zu stellen. Ebenfalls wird nicht versucht, die Frauen auf der Ebene der größtmöglichen Identifikation für einen Kurs einzunehmen, Schlagwörter und Floskeln werden ebenso vermieden wie Distanzlosigkeit gegenüber Zuschreibungen von Weiblichkeit und festgelegten Bedeutungssystemen. Bestenfalls können sich die Texte als Spiegel erweisen, die zwar das Wiederfinden und Wiedererkennen zulassen, gleichzeitig aber nicht mehr nur das Vorgefertigte, Vorhersehbare und Identifizierbare zurückwerfen. Bei der Vielfältigkeit der

angebotenen Themen könnte man beinahe sagen, daß die Themen und das Material zweitrangig sind, an dem sich Wissen vermitteln oder bilden kann, daß aber die Frage, wie mit dem Material umgegangen wird, umso wichtiger ist, d.h., daß es nicht nur darum gehen kann, feministische Inhalte in eine Bildungsarbeit hineinzunehmen, wenn sonst alles beim Alten bleibt. So kann festgestellt werden, daß es in der Frauenschule keine Kurse gibt, die einem positiven Verwertungsinteresse im Sinne der "emanzipierten Frau" folgen, auch keine, die sich in irgendwelchen positiven Identifikationen von Frauen-Sein ergehen oder gar erschöpfen, und sicherlich auch nicht solche, die Handlungsanweisungen oder Handlungskonzepte für Frauen zur Verfügung stellen möchten. Das heißt aber nicht, daß es nicht möglich wäre, in den Kursen engagierte Positionen einzunehmen oder sich leidenschaftlich von einer Idee begeistern zu lassen, nur wird dabei nicht vergessen, daß es neben der eigenen 'Wahrheit' auch noch andere 'Wahrheiten' gibt, die ebenfalls auf eine Gelegenheit warten, sich auszudrücken, Raum einzunehmen, um so zu einem Austausch zu gelangen. Dieser Austausch kann jetzt nicht mehr auf der Idee des allgemeinen Einverständnisses beruhen, das es zu erreichen gälte, sondern der Meinungsverschiedenheit wird ein produktiver Platz eingeräumt. Der Umgang mit Material sollte ein dekonstruktiver oder mimetischer sein, kein naiv affirmativer. Es geht nicht um bloße Destruktion, also um Zerstörung und Reduktion, sondern um die Absicht, das Mauerwerk, auf dem eine Gedankentradition/tradierte Lebensformen errichtet ist/sind, abzutragen bis auf die Fundamente, damit auf gleichen oder anderen Fundamenten neue, überzeugendere Gedanken wieder errichtet werden können und so vielleicht das erscheinen kann, indem durch diese Bewegung die "Wahrheit" verdreht und verschoben wird, was sich sonst nicht sagen könnte (das Weibliche). So kann sich nach Derrida "die Dekonstruktion nicht auf eine Neutralisierung beschränken oder unmittelbar dazu übergehen: sie muß durch eine doppelte Gebärde, eine doppelte Wissenschaft, eine doppelte Schrift, eine Umkehrung der klassischen Opposition und eine allgemeine Verschiebung des Systems bewirken. Allein unter dieser Bedingung wird die Dekonstruktion sich die Mittel verschaffen, um in das Feld der Oppositionen, das sie kritisiert, und das auch ein Feld nicht-diskursiver Kräfte ist, eingreifen zu können. Jeder Begriff gehört andererseits zu einer systematischen Kette und konstituiert selbst ein System von Prädikaten. Es gibt keinen metaphysischen Begriff an sich. Es gibt eine – metaphysische

oder nichtmetaphysische – Arbeit an Begriffssystemen. Die Dekonstruktion besteht nicht darin, von einem Begriff zu einem anderen überzugehen, sondern darin, eine begriffliche Ordnung ebenso wie eine nicht-begriffliche Ordnung, an der sie sich artikuliert, umzukehren und zu verschieben.“¹⁵⁾

An dieser Stelle läßt sich vielleicht auch das erklären, was in der Frauenschule, in ihrem Programm nicht erscheint bzw. nur am Rande sich halten kann. Bei aller Vielfalt des Kursangebots ist auffällig, daß uns die intellektuelle Auseinandersetzung am wichtigsten zu sein scheint, d.h. die Arbeit mit Texten, die Arbeit an/mit der Sprache, und die Praxis des Körperbewußtseins, der Körperliebe, der Spiritualität und des reinen Vergnügens im Gegensatz zu anderen Frauenbildungsprojekten einen sehr kleinen oder gar keinen Platz in der Frauenschule einnehmen. Diese Priorität liegt zum einen darin, daß die Frauen, die die Frauenschule gestalten, also in erster Linie auch das Programm bestimmen, sich in dieser Praxis nicht auskennen, sie weniger zu ihrer Geschichte gehört und sie in Frankfurt und Umgebung schon von anderen Projekten abgedeckt werden, dem Frankfurter Frauengesundheitszentrum beispielsweise, so daß sich anfänglich nicht damit auseinandergesetzt werden mußte. Das wäre nun aber als Erklärung allzu billig, zumal oft Frauen bei uns nachfragen, ob sie in einer dieser Richtungen einen Kurs bei uns anbieten können und auch oft Kursteilnehmerinnen ein Bedürfnis danach äußern. Unser Unbehagen mit diesem Bildungsbereich ist einerseits sicherlich mit einer gewissen Ignoranz/Arroganz zu erklären, zum anderen erklärt er sich aber auch durch eine gewisse Erfahrung, die uns skeptisch gemacht hat. Körper und Körperlichkeit werden oft zum Thema einer Suche nach dem verlorenen Ursprung gemacht oder zu dem Bereich, wo unmittelbare Erfahrung noch möglich zu sein scheint. Der Körper erscheint dabei als Repräsentant der Authentizität, der den Platz des wirklichen Subjekts einnimmt und einen unverfälschte Zugang zur Natur und sich selbst verspricht. Besonders in der spirituellen Praxis wird oft ein natürlich-ganzheitliches Prinzip beschworen, das völlig verkennt, daß es ein unbeflecktes, reines Natürliches/Unmittelbares nicht mehr geben kann, daß der Körper (gerade der Frauenkörper) wie auch die Natur ein uraltes Objekt kultureller Praktiken und Disziplinierungen ist und die Verbindung Frau und Natur sich historisch niemals als glücklich für die Frau erwiesen hat. Ein weiterer Grund, der unsere Schwerfälligkeit gegenüber diesem Bereich erklärt, ist, daß es schwierig erscheint, Körperereignisse, spirituelle Erfahrungen zu

benennen, da sie eher dem Unbeschreiblichen und Unausprechlichen angehören und keine öffentlichen Spuren hinterlassen. Gerade die spirituelle Praxis zeichnet oft eine totalitäre Bewegung, da sie die Frauen meist auf dem Niveau einer größtmöglichen Identifikation versammelt und es diese Praxis ausschließt, eine kritische Distanz zu ihr einzunehmen, wenn man sich einmal auf sie eingelassen hat. Dies nur als kritische Anmerkungen und Erklärung, was sicher nicht bedeuten soll, daß die Frauenschule in diesen Bereichen (zumindest was den Körper- und Vergnügensbereich angeht) nicht etwas flexibler und offener werden könnte und sich Gedanken zu machen hat, wie die Vermittlung von Körperereignissen und Intellektualität zu denken sei. Nun noch zu einem Bereich, den es zwar schon mal gab in der Frauenschule, im Moment aber nicht mehr und hoffentlich bald wieder gibt: den Bereich des Ästhetischen, der Kunst.

Wie schon an anderer Stelle beschrieben, kennzeichnet die Frauenschule eine großzügige Räumlichkeit von über 500 qm, darin gibt es einen über 75 qm großen Saal mit weißen, hohen Wänden, der sich geradezu dafür anbietet, ihn als Ausstellungsraum zu nutzen. So war es dann auch die Idee, neben dem Bildungsangebot periodisch Kunst von Frauen auszustellen, die vornehmlich aus dem Raum Frankfurt kommen sollten. Nach einer Reihe von Erfahrungen zeigten sich die Grenzen dieser Idee. Es stellte sich als Unmöglichkeit heraus, so nebenbei auch noch Kunst von Frauen auszustellen. Erstens gibt es nicht gute Künstlerinnen wie Sand am Meer, man muß sich also kundig machen, zweitens sind nicht alle Frauen bereit, in Räumen auszustellen, die schon in bestimmter Weise vorgeprägt sind, wie das durch die Bildungsarbeit in der Frauenschule der Fall ist. Es schien also angebracht, ein eigenständiges Konzept für diesen Bereich zu erstellen, um sowohl den Künstlerinnen etwas anzubieten zu haben, als auch perspektivisch mit diesen Ausstellungen eine Öffentlichkeit erreichen zu können, was ja sowohl im Interesse der Künstlerinnen als auch der Frauenschule steht. Es ging also darum, entweder einen eigenständigen ästhetischen Bereich mit einer eigenen Konzeption, einem eigenen Profil in der Frauenschule zu etablieren, oder es ganz zu lassen. Dies bedeutete, da wir uns für ersteres entschieden, uns aber gleichzeitig nicht in der Lage fühlten, neben dem Bildungsbereich auch noch diesen Bereich kompetent auszufüllen und zu konzeptualisieren mit allem, was dazugehört an Organisation, Gesprächen, Werbung u.s.w., daß eine neue Stelle dafür eingerichtet werden mußte. Da wir selbst aber nicht über

die nötigen Mittel verfügen, solch eine Stelle zu finanzieren, bedeutete es in gewohnter Weise, eine ABM-Stelle beim Arbeitsamt dafür zu beantragen, was im Herbst 1988 geschehen ist, bis jetzt jedoch leider noch keinen Erfolg im Sinne einer Bewilligung gezeigt hat.

Im Folgenden soll kurz aufgezeigt werden, warum wir einen eigenständigen ästhetischen Bereich für die Frauenschule für wichtig halten.

Als sich die Frauenbewegung Mitte der 70er Jahre dem ästhetischen Bereich zuwandte, schien dies nur möglich in Form eines Kompromisses. Traditionell werden und wurden in der Frauenbewegung soziale/politische Fragestellungen vorrangig behandelt, die Beschäftigung mit Ästhetik galt/gilt tendenziell als Luxus. Die Befürworterinnen der Frauenkunst rechtfertigten demgemäß ihr Ästhetikinteresse unter anderem damit, daß sie für eine Verbindung des Sozialen mit dem Ästhetischen plädierten, d.h. soziale Fragestellungen sollten ästhetisch gelöst werden. Praktisch stellte sich das dann oft genug in der bildlichen Darstellung der Misere der Frau dar, verbunden mit der Hoffnung, daß mit dieser "spezifisch weiblichen" Darstellungsweise Frauen über ihre Situation aufgeklärt werden oder sogar zum Handeln agitiert werden könnten. Ästhetik wird so als sozialpsychologisches Mittel eingesetzt, der aufklärerische Inhalt wird wichtiger als die Eigenständigkeit des ästhetischen Materials, Ästhetik wird zum identifikatorischen Mittel, nichts Befremdendes bleibt zurück. Eine andere, ebenso aparte feministische Stilrichtung, drehte den Spieß einfach rum, aus der vorher beschriebenen Not wird eine Tugend gemacht, heraus kommt dann meistens die ewige, natürliche Frau, die stark, sensibel und körperbezogen, mit sich und der Natur im Einklang, die Leinwände zierte. Auch hier erwies sich der Versuch der direkten Umsetzung weiblicher Erfahrung in ein ästhetisches Zeichensystem als Falle: das Weibliche als ontologische Größe bleibt unberührt und es wird sich weiter an dem orientiert, was gesellschaftlich in seinen negativen und positiven Implikationen als weiblich festgeschrieben ist und unterstützt es so weiter. So geht es tendenziell jeder weiblichen Kunst, die sich auf einen lesbaren feministischen Inhalt oder Stil kaprizieren will und so der Betrachterin die Möglichkeit der Identifikation oder Projektion vorspiegelt und zu garantieren versucht. Wo hört nun der therapeutische, soziale Aspekt bei solchen Arbeiten auf, wann kann überhaupt von einer ästhetischen Verarbeitung von Material gesprochen werden? Ästhetisches Handeln könnte folgendermaßen beschrieben werden: es stellt den Versuch dar, die Bedeu-

tungsvielfalt von Material (dabei ist alles, was existiert, Material) in seiner Widersprüchlichkeit bestehen zu lassen, verschiedene Interpretationsmöglichkeiten und Wahrnehmungsweisen miteinander zu konfrontieren, ohne sofort wieder bei neuen Ordnungssystemen anzukommen. Ästhetisch wahrzunehmen heißt, das Überschüssige an den Dingen, das über den ihnen zugedachten Zweck Hinausgehende, herauszutreiben. Dem Auge der Betrachterin wird vorenthalten, zur Autorin der Geschichte zu werden, die das Bild angeblich erzählt, die Selbstsuche als identifikatorische Spiegelbeziehung wird vereitelt. Ästhetisches Handeln/Wahrnehmen ist nicht unbedingt identisch mit künstlerischer Tätigkeit, es findet davor statt, es verstellt den vernünftigen Umgang mit den Dingen, Menschen, Vorstellungen, es zerstört Eindeutigkeiten, Notwendigkeiten, Zweck und Ziel. Ein anschauliches Beispiel für ein ästhetisches Phänomen wäre der Traum. Elisabeth Lenk¹⁶⁾ hat anschaulich gezeigt, daß das charakteristische Merkmal des ästhetischen Phänomens des Traums, der Traumform, eine Verschiebung des psychischen Akzents und der Perspektive ist. Die hermetische Metaphorik und Metonymik des Traums bestimmt sich durch das Fehlen kausaler und teleologischer Prinzipien und durch die Auflösung des empirischen Raums und der homogen-linearen Zeit. Es kommt zur Aufspaltung des identischen Ichs. Die moralische, scheinbar festgelegte Person wird in der "Traumform" aufgelöst und in Frage gestellt, ihre kritische Funktion liegt darin, daß dank Verschiebung und Verkehrung die Gefühlsverankerung der Gesellschaft im Subjekt rückgängig gemacht wird und ein Außerhalb davon erscheinen kann. Ästhetisches Handeln kann sich in künstlerischer Tätigkeit in besonderer Weise visualisieren und materialisieren. Künstlerinnen können gewissermaßen als Exponentinnen in diesem Prozeß der Dekonstruktion gelten, denn sie können in besonderer Weise ihr ästhetisches Handeln in ihren Werken nach außen treiben – und Überschreitungen sind in der Sphäre der Kunst ja leichter, da gesellschaftlich legitim. Diese Künstlerinnen können nun unter Ästhetik nicht mehr die Entwicklung eines bestimmten feministischen Stils oder gar feministisch-ästhetischer Schulen verstehen, die nach einer spezifisch weiblichen Sprache der Ästhetik suchen, zumindest nicht im Sinne eindeutiger Form- und Inhaltskriterien. Die Auseinandersetzung mit Weiblichkeit stellt sich einzig und allein in der Dekonstruktion und Zerlegung von Weiblichkeit dar. Die größtmögliche Distanz und Verschiebung vorfindlicher Verhältnisse wird dabei konstitutiv für ihre Arbeiten. Die Arbeiten

entziehen sich eindeutiger Interpretierbarkeit. Der Blick der Betrachterin findet hier den Weg vom Spiegel nicht zurück. Sie erhält keine Bestätigung ihrer Vorurteile und identifikatorische Selbstvergewisserung wird ausgeschlossen. Die Kunst von Frauen könnte so als Medium fungieren die Differenz aufscheinen zu lassen, nach der der weibliche Diskurs sucht. In diesem Sinne wäre es wichtig und zu wünschen, daß sich dieser Bereich in der Frauenschule etablierte.

Anmerkungen

- 1) Lange, Helene in: Klinkhardts Paedagogische Quellentexte zur Frauenbewegung und Frauenbildung, Bad Heilbrunn 1964, S. 12.
- 2) ebd., S. 12.
- 3) ebd., S. 19.
- 4) Dohm, Hedwig in: Die Frau ist frei geboren, Texte zur Frauenemanzipation, Band II, München 1981, S. 256.
- 5) Bäumer, Gertrud in: Die Frau, Heft 7, 1933, S. 385.
- 6) Meyer, Eva in: Weiblich-Männlich, Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit, Hrsg. Brigitte Wartmann, Berlin 1980, S.66
- 7) Meyer, Eva: Zählen und Erzählen, Berlin 1983, S. 35.
- 8) Meyer, Eva: a.a.O., S41.
- 9) Irigaray, Luce: Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979, S. 78.
- 10) Wellmer, Albrecht: Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne, Ffm 1985, S. 50.
- 11) Meyer, Eva: a.a.O., S. 64.
- 12) Meyer, Eva: a.a.O., S. 68.
- 13) Lacan, Jacques in: Schriften II, "Das Drängen des Buchstaben im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud", Olten und Freiburg 1975, S. 43.
- 14) Die folgende Angebotsstruktur bezieht sich auf den Stand von Ende 1988. Die seither stattgefundenen Veränderungen im Programm sind nicht neu aufgenommen worden.
- 15) Derrida, Jacques: Die Schrift und die Differenz, Ffm 1976, S.154.
- 16) Lenk, Elisabeth: Die unbewußte Gesellschaft, München, 1983.

3. Kapitel Die Kursfrauen

“Was will das Weib?“

Die Beantwortung dieses verzweifelten Ausrufs Freuds bei seinem Versuch, die weibliche Sexualentwicklung zu beschreiben, steht im Zentrum des Kursgeschehens in der Frauenschule – nicht als Antwort auf, sondern als Wahrheit für. Es ist die Frage nach dem Wollen, dem Begehren und damit dem Dynamischen. Es geht nicht darum, eine neue Definition, eine Zuschreibung oder einen endgültigen Platz (und sei es ein 'gleicherer') zu finden, sondern um die Veränderung, um das Gleiten – was wiederum keineswegs ständige Bewegung, sondern auch das Anhalten in der forcierten Geschwindigkeit bedeutet.

Obwohl/oder gerade: weil die Befreiung des Wunsches der Frauen in sich flüchtig und beweglich ist, wurde die Frauenschule als Ort geschaffen mit festen Strukturen, wie sie einer Institution gemäß sind. Nur an einem strukturierten Ort (wobei die Form der Struktur natürlich historisch jeweils spezifisch ist), läßt sich eine Befreiung vorstellen, die sich als Subversion begreifen kann, ohne der Regression zu verfallen. Soll die Befreiung des Wunsches sich nicht vollziehen nur als Phantasie bar jeglicher Realität, oder als Perversion, so ist die Anerkennung der Notwendigkeit des Gesetzes die Voraussetzung eines solchen Unterfangens. Wobei unter Gesetz nicht im eigentlichen Sinn der Gesetzeskode zu verstehen ist, obwohl auch diese Dimension dazuge-

hört, sondern die symbolische Struktur, die die Humanisierung des Menschen in seinen Grenzen ausmacht. In der die Plätze des Individuums sich bestimmen, Mögliches und Unmögliches sich definiert und Wirklichkeit konstituiert wird. Erst wenn akzeptiert wurde, daß es kein Entrinnen aus dem Gesetz gibt, daß das Subjekt selbst ein durch das Gesetz vermitteltes ist, kann sich eine Kritik an der historisch-spezifischen Form der Struktur des Gesetzes vollziehen, kann es darum gehen das jeweils historische Mischungsverhältnis von Befreiung und Unterdrückung, von Erweiterung und Einengung, vielleicht auch von männlich/weiblich zu bestimmen.

“Kultur ist ein System von symbolischen Beziehungen, die die Gesamtheit der Zeichensysteme umfassen, die ein Kind vorfindet, genauer: Sprache, Mythen und Verwandtschaftssysteme, denen das Inzestverbot als Minimalgesetz zugrundeliegt. Dies deswegen, weil sie die früheste Kindheit des Subjekts ausschließlich prägen, d.h. das Unbewußte strukturieren, während die gesellschaftlichen Systeme im engeren Sinne die Welt des Bewußtseins, als da sind die Produktion, die Macht und das rationale Denken (natürlich nicht unabhängig vom Unbewußten) bedingen. Die Kultur ist in diesem Sinne nicht mit Ideologie identisch, sondern sie basiert auf dem Symbolischen, sie ist eine Konjunktion von Sprache und Geschichte. 1)

Nur innerhalb eines solchen Rahmens ist das grundsätzliche Angebot der Frauenschule, ein Ort zu sein, in dem Ansprüche gestellt werden können, zu realisieren. Konkret geschieht das in den einzelnen Kursen, wo sich das Begehren der sich hier begegnenden Frauen artikulieren kann, indem es Formen, Bilder und Sprache bekommt. In dem folgenden Abschnitt soll es darum gehen, die Position der Kursfrauen, d.h. der für den Kurs verantwortlichen Frauen, in diesem Geflecht zu bestimmen. Die gesamte Betrachtung wird von einem Strukturmerkmal gekennzeichnet sein der Spannung: zwischen Struktur und Atmosphäre/zwischen“ männlich“ und“ weiblich“/zwischen Gesetz und Begehren. Dieser Spannungscharakter eines jeden Phänomens macht die Dynamik aus, die idealtypisch das Prinzip der Frauenschule ist.

I. Der Kurs

Zunächst einmal unterscheidet sich ein Kurs in der Frauenschule nicht von einem ähnlichen Unternehmen innerhalb einer beliebigen anderen progressiven Institution. Es gibt das Kursangebot, die Kursleiterin und die Teilnehmerinnen, die nach ihren jeweiligen Interessen sich zu einem Kurs zusammenfinden. Die Teilnehmerinnen haben für den Kurs bezahlt, sich festgelegt auf ein einmaliges wöchentliches Treffen für die folgenden drei Monate.

Damit ist die Struktur des Kursgeschehens erst einmal durch diese Festlegung bestimmt. Die Kursleiterin hat sich auf das Thema vorbereitet, es im Programm angekündigt und es kann erwartet werden, daß sie einen inhaltlichen Vorsprung hat, der sie befähigen wird, den Teilnehmerinnen etwas an positivem Wissen zu vermitteln.

Also: das übliche pädagogische setting.

Auch der Anspruch, einen demokratischen, nicht autoritären Lern- und Vermittlungsstil zu pflegen, die Aufforderung zur aktiven Mitarbeit unterscheidet einen Kurs an der Frauenschule nicht grundsätzlich. Der Unterschied besteht vielmehr in der Gleichgeschlechtlichkeit in der Zusammensetzung des Kurses und dem Ort, an dem der Kurs stattfindet: einer feministischen Frauenschule, in der alles, vom Putzen über die Verwaltung bis zur Planung und Repräsentation von Frauen ausgeführt wird.

An diesen beiden Merkmalen, Gleichgeschlechtlichkeit und feministischer Ort, soll versucht werden, das 'Spezifische' der Kursarbeit zu entwickeln.

Frauenschule als feministischer Ort

Wir definieren die Frauenschule als einen Ort, an dem Ansprüche gestellt werden sollen, wo sie sich artikulieren können und reflektiert, d.h. bearbeitet werden. Dieser letzte Aspekt, die Bearbeitung, ist dabei ein wichtiges, in der linken Tradition des Spontaneismus häufig vernachlässigtes Element. Ich gehe davon aus, daß selbst die von Frauen spontan geäußerten Ansprüche, Bedürfnisse, Begehren, in ihrer Artikulation, in ihrem Ausdruck verformte und gesellschaftlich gezeichnete sind – so daß auch die Gefühle, Wünsche, die sich als das Ureigenste darzustellen scheinen, immer mit zu begreifen sind als Darstellungen aus der versteckten Perspektive des Männlichen, Dominanten.

Die Frauenschule stellt als Ort nur für Frauen (und zwar als freiwillig ge-

schaffener Ort, nicht als aufgezwungener, wie beispielsweise ein Harem) den Versuch der Dezentrierung dieser Perspektive dar. Können wir doch davon ausgehen, daß der Bezugspunkt der Zentralperspektive (wie bei den nachmittelalterlichen Gemälden) der männliche Betrachter ist. Tatsächlich wurde ja für ihn, den imaginierten Betrachter und realen Auftraggeber von Bildern, seit der Renaissance die Zentralperspektive konstruiert. Halten die Bilder des Mittelalters eine Sinnperspektive ein, in der sich die Größenordnung der Figuren und Gegenstände aus ihrer Beziehung zueinander ergaben, so wird die neue Perspektive orientiert an dem "natürlichen", allerdings einäugigen Sehprozeß eines Menschen. Auf diesen laufen jetzt die Bildstrukturen zu und bestimmen die Größenordnung der Dinge. Die Zentralperspektive läßt so nur noch einen richtigen Blick auf das Kunstwerk (das natürlich auch ein Bauwerk oder eine ganze Stadt sein kann) zu. Es ist die Verengung des Blickfelds auf einen Betrachter und auf seine Macht, sowie das Aufzwingen dieser Macht allen folgenden Betrachtern, denen durch die Komposition nur diese eine Perspektive gelassen wird. Der Versuch der Aufhebung des Diktats der Zentralperspektive durchzieht die verschiedenen Perioden der modernen Kunst. Für Frauen erscheint mir die Dezentrierung lebensnotwendig, wenn sie überhaupt "ins Bild", in "den Blick" kommen wollen.

Die Dezentrierung entsteht zunächst einmal, ganz simpel, visuell und sinnlich: durch die Anwesenheit nur von Frauenkörpern und Frauenstimmen im Raum, durch die Ausschaltung der physischen Präsenz von Männern. (Ich halte es nicht für einen Zufall, daß ausgerechnet in den Nonnenklöstern des Mittelalters die einzige spezifisch weibliche Literatur der Tradition geschrieben wurde.) Die Tatsache, daß auch die Struktur selber (die sogenannte Verwaltung) von Frauen gestaltet wird, birgt in sich die Möglichkeit einer anderen Beziehung zu diesen in sich vorgegeben scheinenden Vorgängen. Dieses Potential äußert sich nicht schon in der konkreten Umformung dieser Vorgänge, sondern eher in der sie begleitenden Kommunikation. Die 'Verwaltung' der Frauenschule erscheint nicht als ein Körper, der wie ein Block den Kursfrauen gegenübersteht, sondern wie ein durchlöcherteres System, in das sie sich punktuell einnisten können, es beeinflussen, gebrauchen und mißbrauchen können. Verzögerungen, Schlampereien etc. können somit weniger als Sabotage, die bürokratisch geahndet werden muß, erscheinen, sondern interpretiert werden als Wunsch nach Kommunikation, als

Hinweis auf Veränderungswünsche, die sich erst einmal nur als Unordnung äußern. Es bietet sich die Möglichkeit, das Bild von der Verwaltung als potentielle Kriegs- und Kontrollmaschine aufzulösen zugunsten eines Prozesses der Gegenseitigkeit mit all seinen Störungen, Aggressionen und Mißverständnissen – wobei dies als Potentialität verstanden werden muß. Was fehlt in diesem Prozeß, ist immer noch seine Integration in ein symbolisches Netz. Im Moment vollziehen sich alle diese Aktionen sozusagen stillschweigend, werden geduldet, registriert, beklagt oder belächelt. Um im Bild des Körpers zu bleiben, handelt es sich bei dieser Zersetzung der vorgegebenen Verwaltungsstrukturen noch um einen stummen Körper, der sich nur als real existierend präsentiert, aber noch nicht spricht, über den allerdings auch noch nicht gesprochen wird.

Gleichzeitig bedeutet die Existenz eines Raums für Frauen in einer Gesellschaft, wo Öffentlichkeit immer männlich definiert wird, eine Herausforderung und einen Beweis von Macht. Ein solcher Raum zeugt von der Möglichkeit weiblicher Macht, unabhängig von der Erlaubnis, dem Beifall und der Anerkennung der Männer. Die rein faktische Existenz ist ein Ausdruck von Selbstbewußtsein und verleiht in der Identifikation, die sich erst einmal physisch durch den Besuch und Gebrauch des Ortes herstellt, ein Stückchen Selbstbewußtsein. Er entspricht in säkularisierter Form den weiblichen Tempeln und Heiligen Hainen der sogenannten primitiven Gesellschaften, ohne jedoch eingebettet zu sein in einen größeren Zusammenhang – der allgemeinen Religion, die wieder unter der Dominanz des Männlichen steht.

Gleichgeschlechtlichkeit im Kurs

Es ist eine Banalität und jederzeit zu machende Erfahrung, daß angeblich geschlechtsneutrale Strukturen, die sich nur in Effektivität und Funktionalität zu begründen scheinen, einen anderen Aspekt, eine andere Färbung bekommen, je nachdem, ob sich nur Männer oder nur Frauen in ihnen bewegen. Die Bürokratie einer Kaserne hat eine andere Atmosphäre als eine überwiegend von Frauen belebte Bürokratie, eine reine Jungenschule funktioniert trotz desselben Lehrstoffs und derselben Verwaltung "anders" als eine Mädchenschule. Soll dieses 'Andere' nicht nur als Beiwerk denunziert werden oder reduziert werden auf die angeblich typisch weibliche Fähigkeit zur Schaffung von 'Umgebung', muß genauer hingesehen werden: was passiert in einem Kurs, der sich anlehnt an die herkömmlichen Strukturen eines

progressiven Lernmodells, wenn diese Strukturen von Frauen benutzt werden?

Wichtig scheinen mir dann die Momente der Auflösung der Kursform durch die Wünsche der Frauen zu sein. All das, was üblicherweise als dysfunktional angesehen wird, die 'Störungen', werden dann zum integralen Bestandteil der Form.

Beispiel: Zeit. Verspätungen, Überziehen der Zeit haben Bedeutung und Beziehung zum Kursablauf selbst. Daß etwa die Frauen aus dem Kurs 'Älter werden – weiter wachsen' 'ihren' Kursraum über die Zeit des Kurses hinaus 'besetzt' halten, ist dann zu verstehen als endlich sich äußern könnender Wunsch, mal einen Raum für sich allein zu haben. Einmal als ein solcher Wunsch verstanden, kann dieser Wunsch in die Kursplanung mit einbezogen werden.

Beispiel: Linearität des Kursgeschehens. Abschweifungen vom Thema, Schweigen, Kichern, Sitzordnung ebenso wie rigides Festhalten an bekannten Lernformen geraten in das Feld der Aufmerksamkeit der Kursfrauen, als integraler Bestandteil des Kursablaufs.

Derartige Wahrnehmungen und Einbeziehungen sind nun keine originären Erfindungen des Feminismus, sondern bekannt aus therapeutischen Prozessen, wo gerade die Abweichungen, Fehler, als Ausdruck unbewußten Geschehens verstanden werden. Bei der Analyse der Kursarbeit haben diese Störungen eine andere Bedeutung. Davon ausgehend, daß sich das 'Weibliche' nicht als etwas eindeutig Definierbares verstehen läßt, vielmehr etwas Definiertes ist, wird sich das, was wir als das spezifisch Weibliche zu fassen suchen, immer nur äußern in den Abweichungen, den Durchbrüchen, dem Durchlöchern der vorgegebenen Strukturen – was jetzt nicht verstanden werden soll in Analogie zu dem therapeutischen Prozeß, daß das Weibliche sozusagen das Unbewußte sei, oder nur das Unbewußte. Eine solche Definition wäre ihrerseits wieder nichts anderes als die Reproduktion der altbekannten These von der Ergänzung von männlich/weiblich (männlich = bewußt / weiblich = unbewußt). Würde doch die Gleichung von Mann = bewußt und Frau = unbewußt von einem Kontinuum zwischen beiden Geschlechtern ausgehen, das sich nur auf zwei unterschiedlichen Bewußtseins-ebenen artikuliert, bei der die Frau eben "noch nicht" auf der bewußten Ebene wäre. Die Frau wäre dann umgekehrt nichts anderes als das Reser-

voir der nicht benannten, verdrängten, unbekanntem Wünsche, Lüste und Begierden oder Ängste des Mannes. Diese Konstruktion würde unterstellen, daß die Wünsche der Frauen und Männer dieselben sind, sich nur in einem unterschiedlichen Aggregatzustand befinden.

Ich hingegen behaupte, daß das Begehren selbst bei Frauen ein anderes ist und eben als dieses andere die männliche Ordnung unterhöhlt. "Man muß ihr zuhören von einem anderen Punkt der Lust oder des Schmerzes aus, mit einem anderen Ohr, ihr zuhören wie einem "anderen" Sinn, der immer dabei ist, sich einzuspinnen, sich mit Worten zu umarmen, aber auch sich davon abzulösen, um sich darin nicht festzulegen, darin nicht zu erstarren."²⁾

In den dominanten Strukturen äußert sich das Weibliche nur sporadisch, flüchtig, quasi als Fehler oder Einbruch in diese Formen, deren Voraussetzung der Ausschluß des Weiblichen bis hin zum Ausschluß von konkreten Frauen ist. Sämtliche formalisierten pädagogischen Modelle wurden entworfen zur Erziehung der männlichen Jugend oder in der Neuzeit zur Bildung des männlichen Subjekts, des Bürgers. Sie beruhen auf der Annahme, daß der Geist des Mannes ausgebildet werden muß. Die Frau kommt in derartigen Modellen nicht vor, sie ist vielmehr der Antagonismus dieses Bildungsideals. Bei ihr ist nicht der Geist, sondern das Gefühl das auszubildende Medium. Eine "education sentimentale" wurde ihr Los. Nur wenn ein Geschlecht zuständig ist für Gefühle, Reproduktion und Alltag, kann das andere sich in die höheren Sphären des Geistes erheben, der Abstraktion frönen und – dennoch nicht verhungern, weder materiell noch seelisch. Also wird Geist/Intellekt-Mann legiert und das Bestreben geht dahin, alles, was auf die zugeschriebene weibliche Sphäre deutet (Schwäche, Sinnlichkeit, Konkretion) aus dem Diskurs der Bildung immer weiter auszuklammern.

Angesichts derartiger Wissenvermittlungsstrukturen muß sich das Weibliche in der Subversion der Strukturen manifestieren und nicht vornehmlich im Inhalt, der mitbestimmt ist von Produktions- und Reproduktionsstrukturen, in denen er sich vermittelt. Die Frauenschule bedient sich also der demokratischen Modelle von Pädagogik als Struktur, wissend, daß in der notwendigen Zersetzung dieser Struktur die Chance zum Ausdruck des weiblichen Begehrens liegt.

Beispiel: Sprache. Über den Gebrauch der Sprache in den Kursen läßt sich ähnliches sagen. Der erste Schritt ist die simple Sensibilisierung der Frauen

für den Gebrauch der Sprache, die systematisch das Weibliche ausschließt – angefangen mit den Endungen (das “-in“ wird immer vergessen oder geht in der männlichen Endung auf) über das berüchtigte “man“ bis hin zu den immer wiederkehrenden chauvinistischen Bildern der Sprache.

Leider ist es mit diesen Korrekturen, die eine Tradition der Frauenbewegung sind, nicht getan. Wir können wohl radikal davon ausgehen, daß die gesamte symbolische Ebene, von der Architektur über die Bilder zur Sprache, ein Abstraktionssystem ist, das dahin tendiert, die Konkretionen, das Sinnliche, das Körperliche, die Uneindeutigkeit auszuschließen. Für Frauen bedeutet es den Ausschluß ihrer Differenz, die nicht aufgeht in dem Immergleichen des Männlichen. Frauen finden sich nur näherungsweise in diesem System wieder, und weibliche Sprache findet dann eher im “ver“sprechen, als im glatten Gebrauch der Sprache selber statt. Damit diese Prozesse stattfinden können, ist die Gleichgeschlechtlichkeit eine unabdingbare Voraussetzung. Nur als gemeinsamer, in seiner Bedeutung verstandener Prozeß, außerhalb des realen männlichen Blicks, aber immer noch innerhalb des dominanten Wissensdiskurses werden die einzelnen Schritte etwas anderes als die zu “korrigierende“ Abweichung von der Norm, etwas anderes als individuelle “Ver“-rückheit, können jetzt vielmehr gedeutet und gemeinsam benutzt werden als Momente der Produktion neuer adäquaterer Sprachstrukturen.

2. Die Kursfrau

Die Kursfrauen begründen ihre Arbeit in der Frauenschule mit zwei sich zum Teil widerstrebenden Wünschen. Diese anschließend dargestellten Wünsche sind nicht eine Auswahl aus der Vielfalt der Interessen und Motivationen der je einzelnen Frau, die als Kursfrau die Verantwortung für einen Kurs an der Frauenschule übernimmt, sondern geben die Richtung des Begehrens der Kursfrau im Raum Frauenschule/Kursgeschehen an. An/in ihnen stellt sich das Begehren der Frauen dar, den historisch definierten Mangel von Weiblichkeit zu transzendieren in dem Versuch, ein anderes Verhältnis zwischen Begehren und Mangel herzustellen.

Wunsch Nr. 1: Selbstbestätigung

Die Kursfrauen wollen das Thema, das sie sich erarbeitet haben, das sie für wichtig halten, das sie selber “weiter“ gebracht hat, anderen Frauen weitergeben. Es ist der Wunsch, mit der eigenen Arbeit wichtig und ernst genommen zu werden. Die Kursfrauen wollen sich als Lehrende darstellen mit einem selbstgewählten Thema, das nicht in Bezug steht zu einem festgelegten Wissenskanon. Hinzu kommt, daß die Frauen in der Frauenschule für ihr Thema selbst verantwortlich sind und nicht hinter der offiziellen Autorität eines Professors oder Leiters stehen. Außerhalb der dominanten Wissensstruktur soll ein Selbstbewußtsein als eigenständiges intellektuelles Wesen erworben bzw. dargestellt werden. Einen Kurs an der Frauenschule zu machen, ist für die Kursfrauen Ausdruck des Wunsches, eine eigene Instanz von Wissensproduktion und Vermittlung zu sein.

In der Tat ein subversiver Wunsch, der das Verdikt, daß die Produktion von Wissen immer im Namen des Vaters zu geschehen hat, unterläuft. Spricht doch hier eine Frau in ihrem eigenen Namen vom Wissen, nicht delegiert von einer männlichen dominanten Wissenshierarchie, und stellt sich dazu noch in eine vorwiegend weibliche Tradition (weiblicher Autoren und Theoretikerinnen bzw. Kritik von Frauen an männlichem Wissen).

In dem Wunsch nach Selbstbestätigung verschmilzt in gewisser Weise Thema und Person zu einem Subjekt. Diese Verschmelzung produziert dann als positives Ergebnis das Engagement der Kursfrauen, als negatives Ergebnis die Schwierigkeit, Distanz herzustellen. Die Kritik an dem Thema wird dann verstanden als eine Kritik an der Person. Gleichzeitig hat diese Personalisierung des Wissens, d.h. eine Ablösung vom Text (selbst vom eigenen) Konsequenzen für die Dynamik des Kursgeschehens.

Die Kursfrau will geliebt werden für das Wissen, das sie repräsentiert. Ein Wunsch, auf den gerade Frauen sensibel reagieren, indem sie der Person Unterstützung gewähren, die sich bedürftig zeigt, und dadurch den Text, das Wissen, aus dem Auge verlieren. Zur Erfüllung der Liebeswünsche der Kursfrau werden Bündnisse mit ihr eingegangen, und im Gegenzug tritt die Forderung auf, geliebt zu werden. Wie auch umgekehrt von der Kursfrau dann Frauen ausgeschlossen werden, die die Befriedigung dieses Wunsches verweigern. Damit verliert der Text seine Autonomie, was bedeutet, daß das gemeinsame Dritte (die Wissens- und Wahrheitsproduktion), hinter dem Liebeswerben verschwindet und sich im Kurs eine Zentrierung um die

Befriedigung/Frustration von Wünschen ergibt. Dann entsteht ein Sog, der genau das verhindert, was angestrebt werden soll: Die Herstellung von individueller Wahrheit mit Hilfe von Texten und Wissen, das von der Kursfrau zur Verfügung gestellt werden soll. Die Kursfrau ist nicht mehr die Repräsentantin von Wissen, sondern ihre Person ist das Wissen selbst. Eine solche Fusion führt entweder zu einer charismatischen Struktur oder zu einer hoffnungslosen Gruppendynamik mit Fraktionierungen um die Kursfrau herum, wo die einen sie als Person schätzen und lieben, und die anderen sie als Person destruieren und abwerten wollen. Nichtsdestotrotz ist eine Kohärenz von Person und Wissen natürlich ein produktives Moment im Kursverlauf, solange wie klar bleibt, daß es notwendigerweise immer eine Differenz geben wird zwischen dem Wissen, das in eine symbolische Ordnung eingeschrieben ist, und der realen Person Kursfrau.

Wunsch Nr. 2: Gemeinsamkeit. Es ist eine Gruppe von Wünschen, die sich einordnen läßt unter der Kategorie "Gemeinsamkeit".

Zwar wird die aktive Position der Kursfrau, im Vergleich zu der mehr passiv erscheinenden Position der Kursteilnehmerinnen, zunächst einmal aufrechterhalten, aber es geht um einen gleitenden, stets reversiblen Ortswechsel von aktiv zu passiv; von Füttern zu gefüttert-Werden.

Gewünscht wird von der Kursfrau eine Veränderung der eigenen Gedanken durch die Beifügungen der Kursteilnehmerinnen, eine Erweiterung der Ideen, ein gemeinsamer Prozeß des Wachsens, der Vergrößerung von Wissen und Erkenntnis. Also mehr der orale Modus des Wissenserwerbs, an dessen Ende beide Seiten gesättigt sind, im Gegensatz zu dem eher analen Modus, wo die Kursfrau einen Sack Wissen besitzt, aus dem sie verteilt, bzw. dessen Inhalt sie zeigt.

Gleichzeitig ist dieser Wunsch nach Gemeinsamkeit zu verstehen als ein Bündnis von Mutter und Tochter gegen den Vater / die Außenwelt. Es wird in dieser Gemeinsamkeit eine Welt geschaffen, in der das Störende, der männliche Blick, die als irrelevant für weibliche Selbsterkenntnis erlebte männliche Theorie, per definitionem keinen Platz mehr hat. Es soll jetzt einen Ort geben, wo ohne den ständigen Bezug auf die männliche Welt sich das Weibliche grenzenlos entfaltet. Das Leiten eines Kurses bedeutet dann die Herstellung eines Spiegels, in dem sich die Kursfrau und ihr Thema spiegeln können, ohne Angst und womöglich ohne die geringste Verzerrung.

Endlich eine Identität von Spiegel und Ich.

Bevor ich die Gefahren dieser Wunschbefriedigung analysiere, möchte ich noch einmal auf ihre Berechtigung verweisen. Der Wunsch nach Gemeinsamkeit rührt nicht aus der Unfähigkeit der Frauen zur Individualität her, sondern ist zu verstehen als eine Rückversicherung bei dem Wagnis, Differenz unter Frauen auszudrücken, und hat seine historische Legitimation darin, daß tatsächlich allen Frauen gemeinsam ihre inferiore Position in der patriarchalischen Gesellschaft ist. Zudem kann sich dieser Wunsch nach Gemeinsamkeit einschreiben in ein anerkanntes symbolisches Geflecht, den Gleichheitsdiskurs.

Der Wunsch nach Gleichheit unter Frauen ist zunächst erst einmal eine Geste der Befreiung. Entronnen werden sollte dem Zwang, sich mit dem Mann als einzigem anerkanntem gesellschaftlichen Modell zu identifizieren. Diese neue Bewegung, sich in einer Frau zu spiegeln, sich als Geschlecht anzuerkennen, wurde als so gefährdend empfunden, daß sie verbunden war mit dem Wunsch nach der perfekten Spiegelung. War die Spiegelung im Mann immer eine verzerrte, eine, bei der nur Defizite erkennbar wurden, so sollte jetzt das Abbild 1:1 sein, um Sicherheit zu gewähren.

Dieser Wunsch, der nur eine Illusion sein kann, denn nur in den Augen des Mannes sind alle Frauen gleich, kann von "dem" Weib geredet werden – birgt in sich sein Scheitern. Scheitern insofern, als in dieser hypostasierten Gleichheit die Individualisierung einer jeden Frau, die ja eigentlich ersehnt wird bei der Abkehr vom männlichen Zerrspiegel, wieder ausgeschlossen ist. Der von uns anvisierte Prozeß: "Zerbrechen des männlichen Spiegels/-Wunsch nach dem weiblichen Spiegel im Maßstab 1:1/ Versuch der Berührung in der Differenz", beinhaltet demgegenüber Abschied von dem Wunsch, Macht/Allmacht in der Verschmelzung zu finden und heißt statt dessen, sich einzulassen auf die Bewegung von Einsamkeit/Anerkennung des eigenen Mangels und den Wunsch nach dem Anderen/der Einsicht in die Abhängigkeit von den anderen zur realen Wunschbefriedigung, wie auch der immer wieder folgenden Enttäuschung, neuerlichen Lösungen und wiederaufkommenden Begehren.

Es heißt, sich einzustellen auf eine immerwährende Unruhe, auf immer nur vorläufige Lösungen, in jedem Sinne des Wortes die Aufgabe der Vorstellung von der "Endlösung", die tatsächlich nur im Tod des Subjekts erreicht

wird. Die dieser Bewegung innewohnende Angst, Beunruhigung, Irritation und Einsamkeit abzukürzen, sie in einem Kurzschluß stillzulegen, ist der Wunsch, der das Individuum zur Idealisierung treibt und die Ideologen zur Bildung von Gleichheitstheoremen. Als sein Gegenteil hat dieser Lösungsversuch auf der psychischen Ebene die Projektion von aggressiven, hinderlichen, störenden Anteilen auf einen Außenfeind, auf der ideologischen Ebene den rigorosen Ausschluß des Nicht-Gleichen, des Anderen, Fremden, Unreinen. Da die Verknüpfung von Ideologie und individuellem Wunsch die Legierung ist, die die Ideologie wie Zement in den Köpfen wirken läßt, erscheint es mir notwendig, nicht nur eine theoretische Kritik der Ideologie zu vollziehen, sondern auch nach den Mechanismen zu suchen, die sie sowohl möglich machen, als auch verhindern können.

Die erste Voraussetzung zur Einlösung des Wunschs nach Gemeinsamkeit in einem Kurs ist die Gleichgeschlechtlichkeit und weitgehend sogar die Gleichaltrigkeit, so daß neben dem Geschlechterunterschied auch noch die Generationsunterschiede ausgeschaltet sind. Die Differenzen, die dennoch vorhanden sind oder zum Tragen gebracht werden sollen, sind Differenzen im Gleichen, jenseits der Dichotomien. Es gibt kein topologisches Gegenüber, sondern nur ein Neben/Zwischen/Schräg. Auch der Unterschied zwischen Kursfrau und Kursteilnehmerinnen ist nur ein gradueller oder vielleicht temporärer, kein prinzipieller.

Die Notwendigkeit zur Befreiung ist für alle Frauen gleich. Es gibt kein mehr oder weniger befreit sein, nur eine mehr oder weniger große Reflexionsfähigkeit oder – bereitchaft. Die tatsächlichen Veränderungen der einzelnen Frauen können hingegen nicht quantitativ oder hierarchisch gemessen werden, da es nur unterschiedliche Schwerpunkte in der Befreiungsstrategie gibt, aber keine allgemeinverbindlichen Prioritäten (Hausarbeit Beruf). An einem solchen Ort struktureller Ähnlichkeit dennoch von der Differenz aus zu denken, scheint schwierig zu sein, geht es doch nicht nur darum, eine intellektuelle Einsicht in die Unterschiedlichkeit zu erwerben, einen reinen ParadigmaWechsel vorzunehmen (von der Gleichheit zur Differenz), sondern vor allem darum, das Denken der Differenz als Befreiungsmöglichkeit von Frauen spürbar zu machen. Es geht um den schwierigen Prozeß, die Begriffe des differenten Denkens dem Begehren der Frauen nach ihrer individuellen Wahrheit zu öffnen.

3. Kursfrau / Kursteilnehmerinnen

Ein Kurs ist ein kollektives Phänomen, wo es sowohl Beziehungen zu einer herausgehobenen Person gibt, als auch Beziehungen untereinander. Genau dieses Geflecht beschreibt Freud in seinem Aufsatz "Massenpsychologie und Ich-Analyse" unter der Fragestellung, wie in einer solchen Institution Kohäsion zustandekommt, und vor allem, was dabei mit den Individuen passiert. "Wie man weiß, betrachtet Freud die Masse als ein Wiederaufleben der Urhorde, die gebildet wurde von einem überstarken Einzelnen, inmitten einer Schar von gleichen Genossen. Der Urvater ist das Massenideal, das anstelle des Ich-Ideals das Ich beherrscht", während sich die Mitglieder der Masse miteinander identifizieren, nachdem sie ihr Ich-Ideal durch dasselbe Objekt ersetzt haben. Die Kohäsion der Masse ist im Wesentlichen abhängig von ihrer Beziehung zum Führer, der die Mitglieder derselben bis in den Verlust ihrer Individualität treibt. Jedes Massenmitglied gleicht sich somit dem anderen an: "...daß man den Eindruck empfängt, wenn der Einzelne in der Masse seine Eigenart aufgibt und sich von den anderen suggerieren läßt, er tue es, weil ein Bedürfnis bei ihm besteht, eher im Einvernehmen mit ihnen als im Gegensatz zu ihnen zu sein, also vielleicht doch ihn zu lieben." "Solange die Massenbildung anhält oder soweit sie reicht, benehmen sich die Individuen, als wären sie gleichförmig."³)

Wobei natürlich bei uns das Interessante ist, daß es keinen Urvater gibt, die Urmutter nicht vorgesehen, aber vielleicht doch in der Phantasie eine ähnliche Figur an die Stelle getreten ist, die allseitig emanzipierte Frau. Diese hat allerdings gegenüber dem Urvater den fragwürdigen Vorteil, eine private Produktion zu sein, jedenfalls kein gesellschaftlich allgemeines Bild und somit in der symbolischen Ordnung nicht vorkommend, noch sie strukturierend oder den Diskurs organisierend. Daß Frauenzusammenhänge dennoch nicht gefeit sind gegen die Gefahr der Idealisierung, der Ersetzung der Individualität durch die Anpassung an ein Ideal, möchte ich versuchen zu diskutieren, um dann auf den Elementen zu insistieren, die sich diesem Prozeß widersetzen. Es wäre jedoch naiv zu denken, daß nur weil wir "unter Frauen" sind, der "Urvater" nicht anwesend sei. Bevor ich zur Diskussion der Dynamik der Idealisierung in einem Kurs komme, ganz kurz zur Erinnerung eine Klärung der Begriffe.

Identifikation: Das Es muß das Objekt seiner Triebstrebungen aufgeben aufgrund von Ich-Kontrolle oder auf Druck von aussen. Um diesen Prozeß vollziehen zu können, regrediert es auf orale Modi der Bewältigung und verleibt sich das Objekt ein. Recht eigentlich setzt es sich an seine Stelle und macht das Ich zu seinem neuen Objekt. Das Kind durchläuft eine Reihe von Identifikationen, die zu seiner Charakterbildung beitragen.

Das Über-Ich ist der Erbe des Ödipuskomplexes. Es bildet sich nach dem schmerzlichen Scheitern an der Geschlechter- und Generationsdifferenz. Das Über-Ich ist das Resultat der Anerkennung dieses Unterschieds, der das Kind als kleines, noch reifendes Wesen mit nur einem Geschlecht zurückließ.

Ich-Ideal: Hier fließt die Ich-Libido in die Objekt-Libido über. So, wie sich das Ich in einer früheren Phase selbst das Ideal war, sich allmächtig fühlte, so wird jetzt das Objekt geliebt. In diesem Überfließen verwischen sich die Grenzen zwischen Objekt und Ich, und es kann zu einer Verschmelzung kommen, die dann auch das frühere Gefühl der Allmacht reproduziert. Die Realitätskontrolle des Ichs tritt dann zurück, und irgendwann verschwindet das Ich hinter dem idealisierten Objekt. Das zweite Moment, das zu einem Prozeß der Idealisierung Anlaß gibt, ist der narzißtische Wunsch, die verlorene Vollkommenheit wiederherzustellen. Dieser Wunsch ist umso stärker, je stärker der Unterschied gefürchtet werden muß, der zwischen den realen Ich-Repräsentanzen und dem Ich-Ideal besteht. Eine Annäherung des Ich an das Ich-Ideal bedeutet dann eine Selbststärkung in dem Sinn, daß das Ich von Es geliebt werden kann: "Sieh, Du kannst mich lieben, ich bin dem Objekt so ähnlich!"

Freud analysiert menschliche Ansammlungen im Hinblick auf ihre Beziehung zu einem Leiter bzw. Führer (immer vor dem Hintergrund der Konstruktion der Urhorde) und versucht ihre Dynamik daraus zu erklären. Chasseguet-Smirgel erweitert diesen Ansatz, indem sie die Gruppensituation selbst begreift als eine regressive Wunscherfüllung. Für mich ist an dieser Erweiterung interessant, daß Einmal ist die Kursfrau die Figur, die in den Prozeß der Verschmelzung einbezogen wird, dann wieder ist es die Gruppe selbst.

Die Kursfrauen beschreiben, daß sie sich häufig in der Situation befinden, wo

sie idealisiert werden. Sie sind dann diejenigen, die das präsentieren sollen, was die Kursteilnehmerinnen für sich anstreben. Geben sie zu erkennen, oder wird erkannt, daß auch sie nicht die 'allseits emanzipierte Persönlichkeit' sind, so macht sich Enttäuschung breit, die von allen als sehr schmerzlich empfunden wird und in sich schon mit Aggression aufgeladen ist. Eine solche Situation auszuhalten, ist einer der schwierigsten Momente für die Kursfrauen im Kursverlauf. Die Kursfrau fühlt sich 'ertappt', ist sie doch kleiner, als sie und die anderen gedacht haben, ist gar eine Hochstaplerin – und in diesen Sog der Enttäuschung droht auch ihre reale, nicht idealisierte Leistung zu geraten. Plötzlich ist alles nichts mehr wert.

Der Ausweg aus diesem Dilemma kann dann verheerend sein, wenn er in der Idealisierung der Gruppe, des Zusammenhangs des Kurses gesucht wird. Hat sich die idealisierte Kursfrau nicht genügend mächtig gezeigt für die Ausfüllung der Lücke zwischen Ich-Ideal und Ich, muß jetzt die Gruppe diesen Zweck erfüllen. Nach der 'Entlarvung' der Kursfrau sind nun endgültig alle gleich und können sich in einem endlosen Spiegel spiegeln. Reifung und Fortschritt in der Differenz sind dann ausgeschlossen. Didier Anzieu beschreibt (nach Chasseguet Smirgel) einen derartigen Prozeß folgendermaßen: "...es handelt sich um die Aufstellung einer egalitären Theorie, das Niedrige und Hohe sollte nivelliert, das Höchste abgesägt, jeder auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden." "Die Gruppe erzeugt sich selbst. Sie ist selbst eine allmächtige Mutter. Es geht nicht darum, sich um eine zentrale Person zu scharen, sondern um die Gruppe selbst. Die Gruppenillusion wäre als die Realisierung des Wunsches, die narzißtischen Wunden zu heilen und sich mit der guten Brust (oder der allmächtigen Mutter) zu identifizieren", zu begreifen.⁴⁾ Nehmen wir diesen Prozeß ernst, so ist diese Gefahr in Gruppen immer vorhanden – und sicher nicht in Frauengruppen allein!

Allerdings haben die männlichen Institutionen längst eine Form gefunden, um dieser Gefahr zu begegnen: die Hierarchie. Hier gibt es ein klar institutionalisiertes Identifikationsangebot mit dem Chef, dem Leiter, dem Führer – und eine Struktur, die es erlaubt, die Nähe oder Ferne zu diesem Ideal zu definieren. Gleichzeitig besteht für alle das Angebot, mit dem Ziel, dem Gesamtkörper der Institution, als Ich-Ideal zu verschmelzen. Die hierarchische Struktur hat dann die Funktion, diese Verschmelzung zu parzellieren und in manipulierbaren Grenzen zu halten – im Grunde das Phänomen, das Freud beschreibt.

Eine solche hierarchische Struktur ist einer Frauengruppe nicht vorgegeben, eher vielleicht latent vorhanden, als von den Männern geliehener Rettungsanker, weshalb möglicherweise das von D. Anzieu beschriebene Modell der Gruppe als guter Mutter, bzw. zur Heilung narzißtischer Wunden, häufiger unter Frauen anzutreffen ist.

Was nicht bedeutet, daß es überhaupt keine Strukturvorstellungen von weiblichen Zusammenhängen gäbe. Allerdings besitzen diese nur untergründige Legitimation und sind als Tradition nicht übernommen worden in den Rationalisierungsprozeß der Moderne. Weibliche hierarchische Strukturen gleichen eher einer Genealogie, die Macht der alten über die jungen Frauen ergibt sich aufgrund von Lebenserfahrung, Wissen um rituelle Zusammenhänge und religiöse Bräuche, in Anlehnung an das Verhältnis Mutter/Tochter. Die Tochter ist zu begreifen in der Nachfolge der Mutter (ihr Erbe sind die konkreten Utensilien der Mutter zur Bewältigung des Alltags und das Wissen um die Riten). Diese weibliche Hierarchie, die ihre Legitimation bezog aus alltagspraktischen Zusammenhängen und deren Einbindung in den Ritus, wurde zu Beginn der Neuzeit in Europa endgültig durch die Hexenverfolgung zerschlagen. Eine Ahnung davon vermitteln uns heute nur noch die ethnologischen Studien matrilinear Gesellschaften in anderen Kontinenten und die sexualisierte Textinterpretation der Mythen des Altertums. Das Problem derartigen Strukturen ist ihre relative Statik, aufgrund ihrer Verhaftung in die sich reproduzierenden Zyklen biologischer Vorgänge (Geburt, Menstruation, Alter, sowie die Naturzyklen von Ernte und Anbau) und die repetitiven Tätigkeiten des Alltags. Wie eine weibliche Struktur aussehen könnte, deren Merkmal weder der Ausschluß der Sinnlichkeit und des Körpers noch eine reine Verhaftung in biologische Zyklen wäre, ist überhaupt nicht angebar. Weshalb wir darauf verwiesen bleiben, die bekannten Strukturen zu benutzen und diese einem Veränderungsprozeß zu unterziehen.

Was kann nun die Grenze sein, an der sich die regressive Seite des Wunschs nach Gemeinsamkeit bricht? In der Sprache der französischen Psychoanalyse wäre dies das Gesetz.

Ich würde behaupten, daß ein irgendwie geartetes weibliches Gesetz in unserer Gesellschaft nicht existiert, und höchstens die Andeutung einer ähnlichen wirkenden weiblichen Struktur beschreiben als die Zernagung des

männliches Gesetzes – ohne die notwendige Funktion eines Gesetzes oder einer Struktur als solcher prinzipiell in Frage zu stellen. Auch der Feminismus wird mit dem Mangel umgehen müssen und immer wieder an ihm scheitern. Die Anerkennung der Geschlechtergrenze und des Generationsunterschiedes bleibt niemandem erspart. Wie dieser Prozeß der Anerkennung aussieht, mit welchen Wertungen symbolischer und imaginärer Art er ausgestattet ist, das steht allerdings zur Debatte. Vielleicht können wir sagen, daß der Widerstand gegen das Aufgehen in der Einheit herrührt aus dem immer wieder angestrebten Denken der Differenz. Ist das Wissen um die Differenz der Ort, von dem aus die Texte diskutiert werden, ebenso wie der Umgang der Frauen miteinander organisiert wird, so ist damit ein Moment gegeben, das dem Wunsch nach Fusion widerstehen kann. Das Gesetz hat dann die Bedeutung, immer wieder auf diese fundamentale Tatsache hinzuweisen, daß es nie eine vollständige Identität gibt, außer in Momenten von Glück, die dann sehr privat sind.

Konkret könnte in dem beschriebenen regressiven Prozeß die berufliche Qualifikation der Kursfrau, die erworben wurde in männlichen Institutionen, ebenso wie ihre theoretische sachliche Kompetenz als Teil des männlichen Diskurses, der einer feministischen Kritik unterworfen wurde, ein Teil des zernagten Gesetzes repräsentieren und ein inneres Regulativ bilden.

Ein weiteres Regulativ, Repräsentant der Struktur, ist die Frauenschule selber. Die Kursfrauen werden bezahlt für ihre Arbeit. Arbeit bedeutet immer auch Auseinandersetzung mit der Realität, die ein Gegenpol zur Idealisierung ist. Die Kursfrauen werden nicht bezahlt dafür, daß eine kuschelige Atmosphäre in dem Kurs entsteht – nicht umsonst heißt der Ort Frauenschule. Dieser Arbeitsauftrag, der mit Geld abgegolten wird, wirkt auch wie eine Klippe, an der die allzu krude Wunscherfüllung scheitert.

Das wichtigste Regulativ aber sind immer noch die Kursteilnehmerinnen selber. Sie sind diejenigen, die immer wieder, einzeln und in verschiedenen Momenten einfordern, daß etwas gelernt wird, daß das Thema wieder im Zentrum steht. Ihr jeweiliges Begehren bildet in vielen Momenten die Grenze, ebenso wie ihr Beharren, daß die Frauenschule ein Ort ist, an den Ansprüche gestellt werden können. Die Frauen, die hierher kommen, sollen das Recht haben, den Versuch zu wagen, zu ihrer individuellen Wahrheit zu gelangen. Ungehindert von Diffamierung und Stigmatisierungen, die unweigerlich im dominanten Diskurs folgen, wenn eine Frau sich in ihm als abwei-

chend zu erkennen gibt, wenn sie eine Verzerrung vornimmt mit ihrem Körper oder in Symptomen spricht (die nur als solche benannt werden, damit der allgemeine Diskurs nicht in Frage gestellt werden muß).

Dieses Beharren auf sich selbst, ihrer Sicht auf die Dinge, der Versuch, das eigene Begehren auszudrücken, ist die Klippe, an der sich der Wunsch nach Gemeinsamkeit bricht. Denn so zu sein wie alle anderen, bedeutet, niemand mehr zu sein, heißt, die eigene Geschichte auszulöschen, die eigene Individualität aufgehen zu lassen im allgemeinen Ganzen. Damit einher geht die Brechung des eigenen Selbstbewußtseins, da die Aggressionen, die dann nicht mehr nach außen erscheinen dürfen, gegen die eigene Person gewandt werden. Unerbittlich verfolgt dann das Ich-Ideal das Ich und macht es klein (von da an lebt das Ich nur noch "im Schatten des Objekts").

Da es den Kursteilnehmerinnen aber in der Frauenschule auch darum geht, endlich ihre Subjektivität zu entwickeln, kann dieser Wunsch nach Darstellung der Differenz ein Regulativ sein. Vorausgesetzt, auch die Kursfrau teilt diesen Wunsch, ist bereit, sich von ihm irritieren zu lassen, und muß ihn nicht abwehren, indem sie sich auf eine Autoritätsposition zurückzieht.

Immer, wenn sich im Kurs diese Irritation durch das Bestehen auf der Entwicklung der Differenz einstellt, sind das Momente von Glück, entsteht das Gefühl, zu lernen, Wissen zu integrieren zur Erweiterung der eigenen Möglichkeiten sowohl im Wissen, als auch im Ausdruck. Und interessanterweise ergeben sich genau dann Möglichkeiten intensiver Berührung. Denn konträr zu dem, was landläufig angenommen wird, ist das größte Problem einer Gruppe nicht, die Individuen zusammenzubringen unter einer Idee, damit so etwas wie Gemeinsamkeit entsteht, sondern vielmehr muß eine Struktur oder ein Ort geschaffen werden, wo sich die Individualität ausdifferenzieren kann. In diesem Differenzierungsprozeß befreit sich das Begehren, der Wunsch, Objekte zu bilden.

Nur wenn ich mich als Individuum mit meinem Mangel begreife, spüre ich den Wunsch nach dem/der Anderen, brauche ich sie zur Spiegelung, zum Entwurf meiner selbst. Erst in der Anerkennung der Differenz entsteht aus dem Mangel die Dynamik des Begehrens. Die dann entstehende Berührung ist getragen von dem Wunsch, von der Notwendigkeit, und ergibt sich nicht aus dem vorgegebenen Anspruch der Vereinigung unter einer Idee oder als Abwehr von Defiziten. Geschieht diese Anerkennung der gegenseitigen Differenz, so kann ein Kurs als gelungen bezeichnet werden, und entsteht in

ihm die Möglichkeit zur Spiegelung. Die Kursfrauen berichten von solchen Kursverläufen häufig, nachdem sie heftige Kämpfe durchgestanden haben, wodurch ein Kurs eine Dynamik bekam, die nicht vorhergesehen war, und Frauen Positionen übernahmen, die man vorher nicht unterstellt oder vermutet hätte. Es erschienen plötzlich neue Texte und Resultate, die über/neben dem vorgeplanten Rahmen des Kursprogramms standen.

4. Körperkurse

Die Kursfrauen aus den Bewegungskursen stehen in einem besonderen Spannungsverhältnis zur Frauenschule. Auch hier geht es wieder darum, ihre Ansprüche, die sie an den Ort Frauenschule stellen, zu beschreiben. Die Kursfrauen der Bewegungskurse haben eine spezifische Ausbildung in ihrem Bereich, sei es Theater, Tanz, Gymnastik, die auch die pädagogische Seite der Vermittlung dieser Kompetenz umfaßt. Diese pädagogischen Tätigkeit üben sie meistens auch professionell in anderen Institutionen (häufig auch mit gemischten Gruppen) aus. Aus dem Ungenügen, das sie in ihrer Arbeit empfinden, entsteht ihr Wunsch, einen Kurs an der Frauenschule zu machen. Das empfundene Ungenügen läßt sich beschreiben als Unbehagen an dem Ort, an dem die Arbeit stattfindet (der nicht definiert ist als 'von Frauen für Frauen'), und aus der Beschränktheit der Interessen der TeilnehmerInnen (Gymnastik, Entspannung, Lockerungsübung zu machen, als Komplementärveranstaltung zum stressigen Alltag). Dem stehen das feministische Selbstbild und die politischen Ansprüche der Körperfrauen gegenüber, die über die reine Körperarbeit und Vermittlung von Übungen hinausgehen. Diese feministischen Ansprüche entstehen bei den Kursfrauen daraus, daß sie in ihrer Ausbildung entdeckt haben, welche Befreiungspotentiale in der Arbeit mit dem eigenen Körper liegen. Der eigene Körper wurde in der Ausbildung und der sich anschließenden Arbeit als ein Erkenntnisort wahrgenommen, an dem sich sowohl Wahrheit als auch Lüge der weiblichen Existenz erspüren lassen. Ein Wiedererkennen der Verformung nach dem Bild des anderen, ein Unterdrücken von möglichen befriedigenden Bewegungen sowie deren Auffinden hat ihnen eine Perspektive eröffnet, das eigene Begehren im Körper zu berühren und es manchmal auch leben zu lassen. Diesen selbsterfahrenen Weg zur Entfesselung und Erkenntnis als eine Möglichkeit

an andere Frauen weiterzugeben, ist der "feministische" Wunsch der Kursfrauen. Diesen Wunsch zusammenzubringen mit den differenzierten Wünschen der Teilnehmerinnen der Bewegungskurse ist der Grund dafür, daß die Kursfrauen ihre Kurse an der Frauenschule anbieten. Als differenziert werden die Wünsche deshalb unterstellt, da die Frauen explizit in die Frauenschule kommen, um mit ihrem Körper zu arbeiten, zusammen mit anderen Frauen. In diesem "zusammen mit anderen Frauen" steckt die unartikulierte Hoffnung, durch die Spiegelung in den Körpern der anderen Frauen endlich zu einem Entwurf des eigenen Körpers zu kommen, der nicht mehr allein bestimmt ist von den Sexualprojektionen der Männer oder begrenzt wird auf seine Fähigkeit zur Reproduktion. Eine Schönheitsvorstellung zu bekommen, ein eigenes ästhetisches Körperbild zu entwickeln, das entsteht aus dem realen Körper der Frauen und nicht aus dem gesellschaftlichen und individuellen Imaginären der Männer, das den Frauenkörper nur als eine Ergänzung des imaginierten/idealisierten Männerkörpers zulassen kann. Allerdings gestaltet sich die Auflösung des woanders gespürten Ungenügens auch an der Frauenschule nicht harmonisch.

Der Schwerpunkt der Frauenschule liegt in den meisten Kursen in der Produktion von Wissen/Diskursen/symbolischen Repräsentationen des weiblichen Begehrens. Medium der Darstellung dieses Begehrens ist zu überwiegendem Teil die Sprache bzw. die Arbeit an der Sprache, das Ver-Sprechen. Ohne daß wir sagen könnten, diese Arbeit sei schon gelungen oder gar vollendet. Dieser Arbeit der Befreiung und Darstellung des weiblichen Begehrens einfach additiv die Arbeit am Körper beizufügen, kann nicht gelingen, auch wenn das erstmal der Wunsch der Kursfrauen der Bewegungskurse ist. Die oktroyierte Spaltung der Frauen in Kopf und Körper in einem idealistischen Akt aufzuheben, indem die Körperarbeit einfach unter Frauen an einem von Frauen bestimmten Ort stattfindet, ist eine vorschnelle Versöhnung dieser strukturellen Zerreißen. Nichtsdestotrotz wird auch die Arbeit am Körper von derselben Logik bestimmt, wie die Arbeit in den sogenannten Sachkursen. Wenn auch der Ort der Befreiung ein anderer ist, nämlich der Körper und nicht der Kopf (gehen wir einmal aus von dieser Trennung, auch wenn sie tatsächlich natürlich nicht so besteht), so ist auch hier festzustellen, daß der Körper der Frau nicht ihr "Eigentum" ist, sondern durchzogen und bestimmt wird von den unterschiedlichsten Diskursen (vgl. Foucault, Erdheim). Keineswegs ist der Körper der Ort der Authentizität,

der Hort der Wahrheit und Schönheit der Frauen. Von klein auf wird er in das Korsett der männlichen Normen und Vorstellungen gezwängt (auch wenn diese primär von den Müttern dargestellt werden), bleibt er stumm, findet er keine Wege, die Gefühle, Körpersensation und Erfahrung auszudrücken, die die männliche Angst nicht zuläßt bzw. nur als zugerichtet auf die Befriedigung männlicher Sexualität oder in der Reproduktionsfunktion. Diese stumm gebliebenen Erfahrungen, Begierden, Lüste, Ängste und Leiden sind in den Körper eingeschrieben als Entwertung, Demütigungen und Vorstellung von mangelnder Perfektion oder gar Ekel vor den eigenen Körperfunktionen. "Der weibliche Körper ist übersät und durchdrungen von Ideologien und Fremdentwürfen, ich habe bisher keine Frau kennengelernt, die mit ihrem Körper vollauf zufrieden ist. In den zu dünnen Armen, in den zu dicken/dünnen/schlaffen Brüsten, in dem unförmigen Bauch usw. verbergen sich Welten der Erfahrung von Ablehnung, Zurücksetzung, des Vergleichs, der Beleidigung." (Zitat einer Bewegungskursfrau).

Diese Erinnerung zur Sprache zu bringen, ist die Arbeit in den Körperkursen. Wobei hier Sprache noch nicht die Versprachlichung bedeutet, sondern ihre Übersetzung in körperliche Bewegungen, in die Erweiterung des Bewegungsrepertoires.

In diesem Zusammenhang bekommt die Ausbildung der Kursfrau ihren Stellenwert. Sie gibt den Teilnehmerinnen Formen und Bewegungen vor, die ungewohnt sind und die Aufmerksamkeit lenken auf eingeeengte Bewegungsabläufe, auf unbelebte Körperteile, die sich lockern und ins Bewußtsein treten können durch den Nachvollzug der aufgegebenen Form. Selbst der Schmerz, der auftritt bei diesen Übungen, die Mühen, die sie kosten, sind wahrscheinlich nicht nur dem Muskelkater geschuldet, sondern rühren her von den schmerzhaften Erinnerungen, die dabei wieder berührt werden. Wie auch die Aufhebung von Verdrängtem erstmal Depression freisetzen kann. Die Kursfrau ist in dieser Arbeit sowohl der Spiegel, in den hinein die Frauen ihre eigenen, noch un gelenkten Bewegungen entwerfen können, als auch die Sicherheit gebende Basis.

Die Struktur der Ermöglichung ist in den Körperkursen mit all ihren Gefahren und Möglichkeiten ähnlich der der Sachkurse. Die Kursfrauen beschreiben z.B., daß sie zum Beginn eines Kurses die Teilnehmerinnen im Raum umhergehen lassen, z.T. bis zu zehn Minuten lang, um so einen Blick dafür zu bekommen, in welcher Verfassung die Frauen momentan sind, welche

Strukturen sich in dem Kurs zeigen und wie und woran sie arbeiten wollen. Sie versuchen, an Körperhaltung, Bewegung im Raum, körperlichem Bezug aufeinander oder eher Abgeschlossenheit im eigenen Körper abzulesen, welche Übungen an diesem Kurstermin geeignet sein könnten, den Frauen ein anderes Gefühl von sich selbst zu vermitteln. Die Position der Kursfrau läßt sich vielleicht umschreiben mit dem Begriff der Mütterlichkeit. Ähnlich der Mutter im Sandkasten dem Kind, gibt sie den Kursteilnehmerinnen die Möglichkeit, erste neue Schritte und Bewegungen mit ihren Körpern auszu probieren. Sie agiert weniger als Vorbild, denn als Modell (möglicherweise als idealisiertes) für die unterschiedlichen Möglichkeiten des eigenen Körpers. Sie ist diejenige, die die Bewegungen lenkt, modifiziert, ermöglicht. Die die Bestätigung gibt, auf dem richtigen Weg zu sein. Legitimiert auch hier wieder das Finden anderer Bewegungsabläufe als der herkömmlich tradierten erinnerten. Anders allerdings als die reale Mutter ist sie dabei nicht die Agentin eines biologisch/physiologisch bedingten Entwicklungsverlaufes vom Krabbeln zum Stehen, zum Laufen, der in der Zeit sich linear verhält, sondern vielmehr gibt sie die Möglichkeit, eine Entwicklung einzuleiten, die die Linearität verläßt. Die Bewegung hinzufügt, das Bisherige nicht auffordert zu verlassen, sondern zu erweitern. Etwa wie eine Mutter, die neben dem Krabbeln, das auch noch immer zur Verfügung stehenbleiben würde, das Laufen, Tanzen, Hüpfen usw. ermuntert.

In welchem Maß diese Beziehung funktioniert nach dem vertrauten Schema des guten Mutter-Tochter Verhältnisses läßt sich erkennen an der "Treue" der Kursteilnehmerinnen der Kursfrau gegenüber. Eine hohe Konstanz zeichnet die Kurse über die Semester hinweg aus, und die Frauen kommen explizit "zur Hanne", binden sich fest an eine Person. Da wenig versprachlicht wird, ähnelt die Situation auch dadurch dem Verhältnis von Mutter und Tochter in seiner frühen Phase, das der Sprache entzogen bleibt, sich vor allem erfahren läßt in der Sinnlichkeit, der Berührung, der Motorik.

Diese Sprachlosigkeit bestimmt aber gleichzeitig den Mangel und die Begrenzung der Körpererfahrung, ist sie doch wahrscheinlich kein "natürliches" Element des Körpers sondern vielmehr ein verordnetes, geschuldet dem Zwang zum Verstummen, der dem weiblichen Körper auferlegt wurde, damit er in die Schablonen des sozialen weiblichen Körpers eingepaßt werden konnte.

Diese Sprachlosigkeit aufzuheben und damit dem je eigenen Begehren in größerer Klarheit näher zu kommen, ist sicherlich die gemeinsame Arbeit von Kursfrauen und Kursteilnehmerinnen. Dennoch verharren die Kurse im Augenblick in der vorwiegend körperlichen Befreiung durch Bewegungsveränderung und -erfahrung am/im Körper. Eine Versprachlichtung dieser körperlichen Differenzierung, der größeren Möglichkeit des körperlichen Ausdrucks von Stimmungen und Erfahrungen, des Wiedererweckens von Erinnerung unterdrückter Gefühle außerhalb einer therapeutischen Methode ist bisher in der Frauenschule noch nicht gelungen, obwohl die Kursfrauen es gerne wollen. Der Grund dafür liegt sowohl darin, daß von seiten der Projektfrauen dieser Bereich "stiefmütterlich" behandelt wurde, als auch im Gegenstand, dem weiblichen Körper, der immer noch stumm ist und eine ihm fremde Sprache "spricht". Eine mimetische Annäherung an diese Stummheit scheint somit der erste Schritt zu sein. Seine Stummheit erst mal zu vervielfältigen durch eine größere Anzahl von Bewegungsmöglichkeiten und -einübungen, die erstmal eine reale/physische Erweiterung bedeuten. Daß dieser erste Schritt schon als eine Befreiung begriffen wird, zeigt der große Zuspruch, den diese Kursangebote finden und das beharrliche Weiterarbeiten an diesem Thema.

Die Beliebtheit der Bewegungskurse hängt möglicherweise auch mit dem Wunsch nach Wohlbefinden zusammen. Die erzielten Veränderungen, Lockerungen, Möglichkeiten können unmittelbar im Nachvollzug gespürt werden. Die Früchte der Anstrengung reifen schneller und verschaffen damit eher eine Befriedigung. Das damit zusammenhängende Wohlbehagen wird als Ruhepause in dem sonst so anstrengenden Prozeß der Definition als Frau empfunden.

Diesen Wunsch nach 'es sich gut gehen lassen' nicht nur als ein Ausweichen zu denunzieren, sondern Befriedigung ganz unmittelbar zuzulassen – auch dafür ist die Frauenschule ein Ort.

5. Produktion und Status von Wissen

Das Spezifische an der Wissensproduktion der Frankfurter Frauenschule ist die Vorstellung, daß gerade die Voraussetzung für das Wissen, das 'Vor'Wissenschaftliche zum Wissen gehört. Ja, nicht nur das, sondern auch

das Neben-/Unter-/Latenz-Wissen immer miteinbezogen wird in den Diskurs des Wissens. Nicht, um jede Theorie aufzulösen und alle Abstraktionen in konkrete Geschichtchen zu verwandeln, sondern um die Bilder, Ketten, Symbole und Strukturen, die das Wissen auf der manifesten Ebene bietet, zu verknüpfen und zu umweben mit dem je individuellen Begehren.

Lacan spricht davon, daß die Sprache eine Funktion des Genießens ist. So geht es auch bei der Wissensproduktion um ein Berühren und wieder Auseinanderfallen. Die Sprache, die von Frauen dabei gesprochen wird, ist dabei im besten Fall eine Subversion im vorne beschriebenen Sinne, die sich in Lockerung und Verknüpfung einen Ausdruck verschafft, verständlich immer (noch/nur) in Referenz auf das gegebene symbolische Netz von Sprache und Wissen. Eine derartige Dekonstruktion hat dabei für Frauen ihre besondere Bedeutung, scheint doch ihre Wahrheit, ihr Begehren sich immer nur außerhalb/innerhalb des allgemeinen Diskurses, dem sie subsumiert sind, flüchtig zu zeigen.

Da ein solcher Diskurs leicht als hysterisch oder bestenfalls unwissenschaftlich diffamiert wird, hat es den Anschein, als seien Frauen stumm oder plappernd. Die oben beschriebene Form der Wissensproduktion und -aneignung dennoch zu fördern, zu legitimieren, ist ein Novum für viele Frauen. Die Verantwortung der Kursfrau ist es, gerade in diesem Produktionsprozeß der Garant für die Legitimität eines derartigen Wissens und Denkens zu sein. Sie kann das sein, insofern sie Repräsentantin der Frankfurter Frauenschule ist, die sich durch das Wort "feministisch" legitimiert zur Befreiung und Integration von Phantasie und Wünschen. Ein Vorgang, der sonst als namenlos und leicht verrückt gilt, angesichts der Tradition der Abstraktion des Wissens im "normalen" Betrieb, bekommt somit einen Namen, eine Bezeichnung, eine Legitimität. Die Gleichgeschlechtlichkeit ist bei einer solchen Befreiung die Voraussetzung. Entbindet doch die Abwesenheit des männlichen Blicks und die mögliche Spiegelung in der anderen das Imaginäre eher.

Nun ist das Resultat nicht ein idyllisches Auffinden einer neuen Theorie oder auch nur von Fragmenten einer solchen, in der sich endlich festhalten ließe, was denn nun das weibliche Wissen um die Welt im allgemeinen und im besonderen sei, vielmehr wird auch hier immer wieder der Mangel aufscheinen. Denn auch bei der Einbeziehung von eigenen Erfahrungen und Phanta-

sie kommt es nicht zu einer Identität von Wort und Begehren. Gerade diesen Mangel spürbar zu machen, seine historische Spezifität zu kritisieren, ihn dennoch auszuhalten, ohne vorschnell zu versuchen, ihn zu füllen, ist ein Ziel in der Wissensproduktion eines Kurses. Dieser Prozeß der Wissenskonstitution bedeutet nicht nur Mühe, produziert Resignation und Kleinheit, sondern auch Befreiung.

Gerade die Erlaubnis, den dominanten Wissensdiskurs zu zersetzen, zu zernagen durch das Begehren der einzelnen Frau, läßt den Wind der Freiheit durch die festgefahrenen Strukturen und Worte wehen. Dieser durch die Kursfrau legitimierte Prozeß läßt die Kursteilnehmerinnen sich selbst erkennen in dem geschichtlich akkumulierten Wissen. Verleiht ihnen die Möglichkeit, ihre sonst sprachlosen Erfahrungen erscheinen zu lassen, ihren Blick auf die Welt durch die Gitterstäbe des dominanten Wissens zu werfen. Ihre Lust auf Wissen, ihr Begehren, die Welt kennenzulernen und mit ihren Worten diese Realität zu formen, kann hier ihren Ausdruck finden.

Gerade ein so produziertes Wissen unterscheidet sich radikal von einem ideologischen oder auch nur dogmatischen Wissen, was vielleicht das Etikett "feministisch" suggerieren könnte. Hanna Arendt definiert ideologisch dogmatisches Wissen folgendermaßen: "Man könnte sagen, daß das eigentliche Wesen der Ideologie ist, aus einer Idee eine Prämisse zu machen, aus einer Einsicht in das, was ist, eine Voraussetzung für das, was sich zwangsmäßig einsichtig ereignen soll. .. Worauf die totalitären Herrschaftssysteme sich verlassen für die begrenzte Mobilisierung sich verhaltender Menschen, deren selbst sie nicht, oder noch nicht, entraten können, ist dieser Zwang, durch den wir uns selber zwingen, weil wir uns fürchten, uns sonst selbst in Widersprüchen zu verlieren. .. Das einzige Gegenprinzip gegen diesen Zwang und gegen die Angst, sich selbst im Widersprechen zu verlieren, liegt in der menschlichen Spontanität, in unserer Fähigkeit, "eine Reihe von vorn anfangen" zu können. Alle Freiheit liegt in diesem Anfangenkönnen beschlossen."⁵⁾

Wobei wir als Spontaneität auch das Begehren der einzelnen setzen können. Die Ruhe ist das Moment von Luxus, den viele Frauen sich gönnen, wenn sie einen Kurs in der Frauenschule machen. Das erworbene Wissen ist ein "Wissen um" und kein "Wissen für". Die Frauen leisten sich diese zwei Stunden in der Woche, um über sich und die Welt in dieser Art und Weise nachzudenken. Eine Tätigkeit (aktiv/passiv), zu der viele während ihrer täg-

lichen Arbeit nicht kommen. Frauen werden tätig gehalten und machen selbst atemlos mit, vielleicht eben, um nicht zu wissen, um zu verdecken.

Bei einer derartigen Vorstellung von Wissen und Wissensproduktion bemißt sich Erfolg oder Mißerfolg weder an der Menge des angesammelten und verwertbaren Wissens, noch an dem Maß von Linientreue oder Politisierung, wie etwa in einer Parteischule. Wenn die Frauen am Ende eines Kurses etwas mehr über das Reale als auch das Imaginäre der notwendigen Scheidung zwischen den beiden Ebenen aussagen können, so ist das als ein Erfolg der Kursarbeit anzusehen. Wobei diese Unterscheidungsleistung einen Doppelschritt bedeutet. Zum einen geht es um die Einsicht, daß selbst das Imaginäre der Frau strukturiert ist von den gängigen Bildern, Symbolen, Träumen der dominanten männlichen Welt, selbst ihre Träume und Phantasien tragen noch den Stempel des männlichen anderen und müssen deshalb als verzerrte entschlüsselt werden. Auch das Reale, das als solches weitgehend nur in der symbolischen Ordnung zu erfassen ist, stellt sich den Frauen nur in der männlichen Interpretation dar. Selbst der eigene Körper, die reale Basis der individuellen Frau ist für sie nur erfahrbar durch diesen Filter.

Zum anderen geht es darum, eine klarere Unterscheidung zwischen Realem und Imaginiertem zu machen. Es bedeutet, den Blick zu schärfen für die Elemente der Wahrnehmung und des Handelns, in denen Frauen die beiden Ebenen ineinander verschwimmen lassen. Da ihnen die symbolische Ordnung keinen adäquaten Ort bietet, geben sie den Kampf innerhalb dieser Ordnung auf und versinken in ihren Träumen, die dennoch keinen Ausweg bieten. Dieses Ausklinken verhindert einen Zugriff auf die Realität, läßt sie weiterhin überwältigt sein von einer fremden Ordnung und bereitet ihnen gleichzeitig den fiktiven Trost einer Phantasiewelt. Wobei dieses Versinken in einer Phantasiewelt häufig begleitet ist von Depressionen, Verstummen, Handlungsunfähigkeit und Verlust an realem Glück.

Erst der Abschied von dieser Lösung, der mit Schmerz und Trauer verbunden ist, befähigt die Frauen zur Einsicht in ihre Situation, in ihre Wirklichkeit, die eben den Mangel einschließt. Wobei die Erkenntnis des Mangels die Bedingung ist, Unterscheidungen zu treffen und festzulegen, auf welcher Ebene Handlungen, Wünsche, Träume, Strategien und Befriedigungen angesiedelt sind bzw. angesiedelt sein können.

Struktur dieses Prozesses ist die Beantwortung der Frage: "Wer spricht zu wem über was in welchem Namen?"

6. Fortbildung

Riesengroß ist die Verantwortung der Projektfrauen bei Auswahl der Kursfrauen (vgl. dazu auch Kapitel 5). Nun können aber Haltung, Feminismus, der weibliche Blick nicht 'geprüft' werden und einen Stempel für staatlich diplomierte Feministinnen gibt es auch nicht.

Relativ einfach abzufragen ist das "Sachwissen", nämlich kennt sich die Frau auf ihrem Gebiet, wo sie ihren Kurs ansiedelt, aus? Von da an wird es schwieriger und viel findet statt auf der Ebene des Gefühls, der Intuition. Da geht es um Sprache, Darstellung, Reflexion der eigenen Person, auch um Abweichung, Bizarrerie. Eigentlich spielt sich der Prozeß ab, den ich versucht habe zu beschreiben bei der Produktion von Wissen. Wichtig ist die Zusammenstellung der Elemente, das Aushalten des Widerspruchs, das Wichtignehmen des eigenen Blicks auf das Material. Nachgespürt wird der Fähigkeit zur Abgrenzung und zur Nähe, das Zulassenkönnen und trotzdem Bestehen auf. Diese Vagheit resultiert aus der Flüchtigkeit des Ziels, der Herstellung individueller Wahrheiten, dem Aufblitzen des eigenen Begehrens. Daß dennoch keine Beliebigkeit entsteht und sowohl das auf diesem Auswahlmodus beruhende Kursprogramm einen inneren Zusammenhang der Kurse nach außen hin deutlich werden läßt, als auch eine Berührung der Kursfrauen untereinander wie mit den Projektfrauen stattfindet, bestätigt nur, daß es richtig ist, weibliche Begegnungen in einem anderen Raum als dem abfragbaren rationalen allein zu organisieren. Gerade die Frauenschule als ein derart strukturiertes Projekt ist interessanterweise dafür bekannt, eine eigene Position zu haben. Es wird direkt von einer 'Frauenschulposition' gesprochen, und sowohl Kursfrauen als auch Teilnehmerinnen reden davon, daß sie an diesen Ort kommen, um sich mit dieser Position auseinanderzusetzen. In der Tat handelt es sich um eine Position, wenn auch nicht im üblichen Sinne, wo der Begriff Starrheit, Abgrenzung, Festlegung bedeutet. Das Korrektiv dieser Auswahlmethode sind wiederum die Kursteilnehmerinnen. Wenn nicht genügend Anmeldungen zustande kommen, gibt es eben den Kurs, den wir ausgesucht haben, nicht. Trotz dieser prinzipiellen Einschränkung gibt es immer wieder Überlegungen, wie die Kursfrauen besser vorzubereiten sind auf die doch recht schwierigen Kurse. Für die Kursfrau gibt es neben den Kursen als Ort an der Frauenschule noch das Teamtreffen, eine Kreuzung der Projektfrauen und der Kursfrauen auf der organisatori-

schen Ebene, und einen noch zu schaffenden Ort der Auseinandersetzung zwischen Kursfrauen und Projektfrauen und Kursfrauen untereinander über das gemeinsame Projekt, einen Ort für Frauen zu schaffen, der eben mehr beinhaltet als "Wissensvermittlung". Zu diesem Punkt haben die Projektfrauen auch auf Wunsch der Kursfrauen schon mehrfach Veranstaltungen gemacht und verschiedene Modelle ausprobiert. Es wurde ein Fortbildungsprogramm eingerichtet, in dem Texte zur Frauenbildung diskutiert wurden, um sich eine gemeinsame Vorstellung von der Spezifität des Unternehmens 'Frauschule' zu bilden. Leider bedienen sich fast alle derartigen Texte schon bestehender Erwachsenenbildung (sei es Gewerkschaftsschulung mit dem Motto 'exemplarisches Lernen', sei es Volkshochschule), die dann getrimmt werden auf 'Frau'. Sie leiden unter dem Mangel, die Begriffe selber nicht zu hinterfragen auf den Kontext, in dem sie entwickelt wurden.

Zum anderen gab es auf Anregung der Kursfrauen das Angebot, sich in kleineren Gruppen zu treffen mit den Frauen, die inhaltlich ähnliche Kurse machen. Also die Literaturkursfrauen, die Geschichtskursfrauen, die Kursfrauen der Gesprächsgruppen etc. Hier zeigt sich dann eine Einengung auf das Thema, wobei ein wesentlicher Teil der Kursarbeit verloren ging, die Dynamik unter den Frauen selbst, die in den verschiedenen Kursgattungen doch ähnlich ist. In den letzten beiden Semestern wurde der Wunsch sowohl bei Kursfrauen als auch Projektfrauen immer dringlicher, eine Form organisierter Diskussionen zu finden. Die Dringlichkeit dieses Wunsches entstand aus der fühlbar größer werdenden Fremdheit der Kursfrauen untereinander. Kannten sich zu Beginn der Frauschule die meisten Kursfrauen noch aus anderen Zusammenhängen, so kommen jetzt die Kursfrauen aus einer zunehmend sich differenzierenden Frankfurter Frauenszene, so daß vorgängige Beziehungen nicht mehr vorausgesetzt werden können. Auch für die Kursfrauen ist die Frauschule zu einem Ort geworden, an dem sie Ansprüche stellen, Auseinandersetzungen erleben und Begegnungen haben wollen. Auch deshalb kann eine Fortbildung sich nicht von vorneherein spezialisieren auf die Kursarbeit, sondern muß die verschiedenen Aspekte berücksichtigen – in gewisser Weise die Gesamtheit der Wünsche der Kursfrauen in sich aufnehmen.

Dazu ist die regelmäßige Teamsitzung nicht ausreichend, die doch häufig be-

stimmt ist vom administrativen Austausch und empirischen Berichten der jeweiligen Kursverläufe. War am Anfang der gemeinsame Bezug auf die Frauenbewegung selbstverständlich, so verschwand diese Selbstverständlichkeit in dem Maße, wie sich der Zusammenhang, der immer so einverständlich als Frauenbewegung bezeichnet wurde, veränderte, aufsplitterte und sich unterschiedliche theoretische wie praktische Strategien und Theorieansätze entwickelten. Dieser Vorgang ist nicht nur zu bedauern, bedeutet er doch auch, daß dadurch eine größere Freiheit der Wahl für die einzelnen Frauen möglich wird, Unterschiede zwischen den Frauen sich besser darstellen können. Um diesen Unterschieden auch zwischen Kursfrauen, Projektfrauen und Kursfrauen untereinander einen Ort zu schaffen, könnte eine gemeinsame "Fortbildung" sinnvoll sein.

Ich nenne diesen Ort jetzt "Fortbildung", tatsächlich ist dies nicht in dem üblichen technokratischen Sinn zu verstehen. Vielmehr wäre eine Fortbildung tatsächlich eine Fort/Weg/Bildung von dem, was sich bis jetzt unter Ausschluß der Frauen vollzieht. Es wird sich nicht darum handeln können, die Frauen auf eine Methode der feministischen Bildungsarbeit zu verpflichten, auf ein Wissen, den neuen feministischen Bildungskanon einzuschwören, sondern vielmehr einen Ort der Differenz zu schaffen. In diesem Zusammenhang kann Methode nicht verstanden werden als ein festes Set von Regeln oder Verhaltensweisen. Impliziert doch Methode die Vorstellung von einem Ziel, das es zu erreichen gilt. Methode ist dann die anzuwendende Strategie, um dieses Ziel zu erreichen.

Um ein praktisches Beispiel zu geben: Kinder sollen schreiben und lesen, das ist die nicht mehr zu hinterfragende Aufgabe der Grundschule, und um diese Aufgabe zu erfüllen, gibt es jetzt die verschiedensten Wege, wie Strenge, Freundlichkeit, Gruppenunterricht, Einzelunterricht, Identifikation mit der Lehrerin etc. Alle diese verschiedenen Strategien werden dann immer betrachtet unter dem Blickwinkel der Optimierung des Ziels, des schnellen, reibungslosen Lernens von Lesen und Schreiben. Von einem solchen Vermittlungszusammenhang zwischen Ziel und Methode kann in der Frauschule sicher nicht die Rede sein. Es ist deshalb nicht sinnvoll, sich in eine Methodendiskussion zu verwickeln, mit der Vorstellung, eine optimale, spezifische 'Methode' der Frauenbildung zu entwickeln, die dann für das Projekt verbindlich wird, und die die Kursfrauen sich anzueignen haben, um einen 'guten' Kurs abzuhalten. Vielmehr wird es nur darum gehen können, daß wir

einen Ort institutionalisieren, an dem die einzelne Frau durch die anderen Frauen lizenziert wird, ihren "Stil" zu entwickeln und zu festigen.

"Stil" bezeichnet jetzt nicht eine modische Attitüde, sondern in diesem bewußt vagen/atmosphärischen Begriff soll das Individuelle der Persönlichkeit der Kursfrau aufgehoben werden. Soll ihr Begehren nach Mitteilung, und nach Aufhebung ihrer Einsamkeit bezeichnet werden. Es geht nicht darum, wieder etwas überzustülpen, sondern schon anfänglich Existierendes, (zum Teil nur im Verborgenen) sprachlich Bestehendes zum Vorschein treten zu lassen und ihm Wert zu verleihen.

Wir können zum Beispiel davon ausgehen, daß die Kursfrauen sich sehr wohl überlegen, was sie zum ersten Kurstermin anziehen, wie sie sich, ihre Qualifikation, ihren Wert und ihr Begehren darstellen. Diese individuellen Strategien zu veröffentlichen, sie zu reflektieren und zu spiegeln in den individuellen Strategien der anderen Kursfrauen und Projektfrauen, ist eine Funktion einer Fortbildung.

Diese individuellen Strategien zu befreien von Verzerrungen und Verformungen, die herrühren von der Normierung, von dem üblichen Gestus der Wissensvermittlung in der Brechung, durch die Wertung der anderen Kursfrauen, sollte immer Ziel sein.

Es geht dann auch darum, in einen Prozeß der Formfindung einzutreten. Nicht jeder Inhalt, nicht jedes Wissen, nicht die Energie einer jeden Frau ist geeignet, sich in der Form eines Kurses zu zeigen. Vorstellbar ist die Flexibilität der Form, sei es in komprimierter Art von Wochenendseminaren, Vorträgen oder ähnlichem, oder aber in einer Ausweitung auf zwei Semester. Nicht jede Frau möchte sich in einem Kurs zur Verfügung stellen, mancher ist es lieber in einer Arbeitsgruppe. Das Finden einer solchen angemessenen Form der eigenen Arbeit ist ein Stück Fortbildung. Zeitlich heißt das, Fortbildung und Vorbereitung zusammenfallen zu lassen. Was bedeuten würde, daß die Kursfrauen eine Kontinuität in der Arbeit an der Frauenschule entwickeln, so daß die 'Fortbildung' des einen Semesters gleichzeitig eine Vorbereitung auf eine Veranstaltung im nächsten Semester darstellen würde. Wobei zu sagen ist, daß ein Großteil der Kursfrauen häufiger als einmal einen Kurs an der Frauenschule macht.

Aber auch die gemeinsame Arbeit an der Frauenschule sollte Gegenstand einer Fortbildung sein. Von der Gemeinsamkeit läßt sich wohl nur sagen, daß sie beruht auf der Prämisse, daß in allen Kursen die Dynamik des Ge-

schehens sich bestimmt aus dem Widerspruch zwischen dem je einzelnen Begehren der Teilnehmerinnen wie auch der Kursfrauen nach Darstellung ihrer individuellen Wahrheit und den (analysierbaren) Verzerrungen, denen der Ausdruck dieses Begehrens in den symbolisch gegebenen Systemen ausgesetzt ist (sich sowohl nur in der Verzerrung darstellt als auch gleichzeitig immer nur als Verzerrtes zu begreifen und zu analysieren ist). Begehren/Mangel und partielle Sprachlosigkeit bestimmen die Existenz aller Frauen in der sozialen/künstlerischen/imaginären Welt und sind deshalb ein dynamisches Element. Die Verhinderung vorschneller Lösungen dieses Widerspruchs, seines Auflösens zur einen oder zur anderen Seite, was entweder Uniformierung des Begehrens oder Hemmung/ Idealisierung/Anpassung bedeuten würde, ist die Aufgabe der Spiegelung des Vorgehens der einzelnen Kursfrauen in der Gruppe von Kursfrauen und Projektfrauen.

Als drittes Element der Fortbildung ist zu benennen die Entwicklung einer Sprache, eines eigenen symbolischen Systems, in dem sich das Begehren der Frauen darstellen kann. Dabei ist ein symbolisches System nach dem schon Gesagten nicht vorzustellen in Parallelität zu dem bestehenden Repräsentationssystem. (Sollte tatsächlich einmal weibliche sexuelle Lust dargestellt werden, so wird sie sich keineswegs wiederfinden in einem ebenso geschlossenen, uniformierenden System wie die Pornographie es ist. Die ja auch unterschlägt, daß selbst die männliche Lust- und Begierdevorstellungen wahrscheinlich sehr viel mannigfaltiger sind als die immer wiederkehrenden "Lust" Stereotypen der geläufigen Pornographie.)

Vielmehr wird die Fortbildung die Legitimationsinstanz sein, in der die Kursfrauen, jede für sich, innerhalb/neben/zwischen/in dem bestehenden System ihre Sprache, ihren Ausdruck finden werden, der ihrem Begehren entspricht. Diese Erfahrung wird sie befähigen, "etwas" im Kurs davon zur Verfügung zu stellen. Wir brauchen uns einen solchen Prozeß auch nicht vorzustellen, als ob alles von Anfang neu zu erfinden wäre. Vielmehr geht es darum, das, was immer schon unter Frauen geschieht, zu werten, dem einen Platz zu verleihen.

Längst wissen wir, daß das weibliche Begehren etwas sich Ausbreitendes ist – ihm dennoch eine Form zu verleihen, zu verhindern, daß es sich verliert im Gestrüpp der nicht angemessenen Begriffe, es zu befreien von Projektionen und Tabus, die es davon abhalten sich zu konzentrieren, ist die Funktion ei-

ner gemeinsamen Fortbildung. Insofern stellt die Fortbildung die 'Instanz' dar, die die Kursfrau im Kurs sein wird/will. Die Gruppe der Fortbildung legitimiert den 'Stil' der Kursfrauen, hier erfährt sie Unterstützung bei der Suche nach ihrer individuellen Wahrheit wie umgekehrt sie diejenige ist, die bei der anderen die Differenz und Möglichkeit der Spiegelung erlebt. Diese Spannung von Berührung und Distanz ist das Feld, in dem sie sich als Frau konturieren kann, ist das Angebot der Fortbildung an jede einzelne Frau. Die Gruppe wird damit zu der Figur, die die Kursfrau in ihrem Kurs sein wird.

Jedes brave Fortbildungsprogramm bezieht sich auf Texte, an denen die Teilnehmerinnen "geschult" werden. Da stehen wir vor einem Dilemma. Welches könnten unsere Texte sein? Es gibt keine Bibel des Feminismus, wird es auch hoffentlich niemals geben, aber sicher gibt es Texte, die wichtig sind. Welche? Die Antwort ist einfach und verzwickte. Es können immer nur die Texte sein, die der jeweiligen Frau verholpen haben, ihrem Begehren einen Ausdruck zu verleihen. Der beste Weg der Textauswahl scheint mir der zu sein, die Lieblingstexte der teilnehmenden Kursfrauen zu nehmen und an ihnen gemeinsam zu arbeiten. Sich anzuhören, warum sie der Lieblingstext dieser Kursfrau sind, durch die Augen dieser Frau ihn anzusehen, sich dadurch im Text zu spiegeln und damit die eigenen Möglichkeiten zu vergrößern.

Anmerkungen:

- 1) Thanos Lipowatz, die Verleugnung des Politischen, Weinheim 1986, S. 64
- 2) Luce Irigaray, Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979, S. 28
- 3) Janine Chasseguet-Smirgel, Das Ich-Ideal, Frankfurt 1987, S. 83.
*GW 13, S. 136/37; S. 142; S. 100

4. Kapitel Die Teilnehmerinnen

Es sollen nun im folgenden zunächst einmal einige Frauen selbst sprechen. Wie hören sich ihre Stimmen an, welche Wünsche, Konflikte und welchen Mangel artikulieren sie, wenn sie in die Frauenschule kommen?

Seit 3 Jahren Familienfrau, 1 Kind, vorher lange erwerbstätig:
Sie besucht den Kurs "weil ich mich isoliert fühlte, weil ich qualifizierte Gespräche vermißt habe, weil ich gelesen habe, viele Fragen habe und irgendwie mich im Kreis gedreht habe und ganz einfach so ein bißchen raus wollte mit den Sachen." (S.4) "Was mich gequält hat, war, wie sinnvoll ist das, was ich mache, wohin führt's mich und stagniere ich schon lange?" (S. 9) "Daß ich raus wollte und Gespräche führen, diese geistige Auseinandersetzung." (S.6) "... es sind meine Denkanstöße gewesen, die die neue Richtung gebraucht haben, ne veränderte Perspektive." (S.5) "Nicht stehenbleiben. Was aus meinem Leben zu machen, weil ich jetzt 3 Jahre ein bißchen stehengeblieben bin, mehr aus meinem Leben machen." (S.16) "Sicher ist das ein Aspekt (um wieder eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen), daß man Geld verdienen muß, aber ich kann heute mit meinem Wissen nicht mehr so ohne weiteres Dinge akzeptieren wie noch vor 3,4 Jahren, nur um Geld zu verdienen." (S. 5) "Noch zu langsam (das Tempo der eigenen Emanzipation) und unterbrochen durch die Isolation durch das Kind. Aber diese Unterbrechung war positiv, weil sie mir klarer vor Augen geführt hat, wie wichtig das ist (eine

größere Beziehungsverbundenheit zu leben). Meine Emanzipation habe ich ja eigentlich hauptsächlich in beruflicher Hinsicht verstanden und verwirklicht, auch mit Glück. Ich möchte mich jetzt in anderer Form emanzipieren... Ich habe mich bisher immer so auf mich selber verlassen und das hat auch gereicht, um das zu erreichen, was ich mir vorgenommen habe. Aber jetzt spür' ich, ich kann nicht mehr allein, sondern nur noch zusammen mit anderen. Ich glaube, ich kemple im Moment mein Leben stark um, weil ich eben diese Gemeinschaft mehr lebe. Ich emanzipiere mich auf andere Weise.“ (S. 17/18) “Ich habe durch meinen Beruf ein bißchen, manchmal sehr stark eine Maske haben müssen, d.h. ich konnte mich weder sehr stark auf mich selber noch auf andere Frauen einlassen.“ (S. 9-G1/87)

Eine alleinerziehende Frau, halbtags erwerbstätig:

“Ganz platt gesprochen hatte ich eigentlich für mich das Gefühl, daß ich mit diesen Problemen der Frauenunterdrückung, das ich da eigentlich gut mit zurecht komme. ... Ich habe dann durch persönliche Erfahrung gemerkt, daß bei mir ein ganz großer Mangel besteht, daß ich meine Interessen eigentlich überhaupt nicht durchsetzen kann, das ist mir im Nachhinein aufgefallen, daß ich das nie gemacht habe. ... Da bin ich vielleicht erst drauf gekommen, daß es mir nützen würde, mit anderen Frauen zu reden. Das hat ewig lange gedauert. Sicher, mein Bedürfnis war, rauszukriegen, woran das liegt. Daß ich persönlich das Gefühl hatte, ich habe einen totalen Einbruch erlitten (mit Mutterschaft und Scheidung) und wie andere Frauen damit zurecht kommen. Also auch deshalb dieser Kurs über... Also einfach mitgekriegt habe (durch s.o.), wie beschränkt einfach meine Möglichkeiten sind. Also welche Anforderungen an mich gestellt werden, daß mich das auch innerlich zerreißt und wie eingeschränkt ich überhaupt meine Bedürfnisse leben kann. Daß ich z.B. Abstriche machen muß, was Karriere anbelangt. Daß ich mich entscheiden muß, und immer die Nachteile lächelnd in Kauf nehmen soll.“ (S.4) “... Das steht an: weg von dem Rumwurschteln. Und versuchen, das für mich zu lösen. Und sich zu überlegen, welche Ansprüche stelle ich eigentlich, was erwarte ich von der Gesellschaft.“ (S. 17) Wünsche an den Kursbesuch: “..., daß ich meine Interessen kenne und auch leben kann, ohne mich ständig zu legitimieren dafür. Wo ich sagen kann, diesen Anspruch habe ich und den werde ich auch nicht lassen.“ (S. 20 – S1/87)

Eine verheiratete Frau, 1 Kind, halbtags erwerbstätig, Heimarbeitsplatz:

Es war das erste, was ich gemacht habe (einen Kurs in der Frauenschule belegt), nachdem das Kind da war und ich auch sonst keine Kontakte hatte, nichts, was ich jetzt so abgegrenzt für mich gemacht habe, mich mit mir selber auseinanderzusetzen. Ich wüßte nicht, wo ich das sonst finden würde. ... Die Tendenz habe ich, daß ich denke, ich müßte zuerst 1000 andere Sachen erledigen bevor ich mich da hin setze und ein Buch lese. Für mich ist es auch, so ne Struktur zu haben. Ich gehe da an dem Abend hin und mach' was. Das ist einfach wichtig.“ (S. 13) “Mir ist ziemlich klar geworden, daß ich jetzt im Moment wirklich ein Leben mit ziemlich vielen Kompromissen lebe. Es ist im Moment schwierig, weil ich alles unter einen Hut bringen will, Kind, Arbeit und tausend andere Sachen. Aber trotzdem sehe ich im Moment keinen anderen Weg, das zu machen. Ich bin trotzdem zufriedener, als wenn ich jetzt sagen würde, ich habe überhaupt keine Arbeit. Dann bin ich eigentlich unzufriedener. Obwohl ich ne Arbeit mit tausend Kompromissen eingegangen bin, ist es mir lieber, als noch Jahre zu warten, bis ich was anderes gefunden habe. Der Kompromiß erscheint mir im Moment für mich persönlich eher tragbar als das Warten auf das Optimale. Obwohl ich gerade im beruflichen Bereich wirklich Schwierigkeit damit habe. Aber es bereitet mir auch ne Menge Selbständigkeit. Ich kann's mir einteilen. Ich frag' mich, ob es nicht ein Kompromiß ist, wo mir beides halt möglich ist.“ (S. 12/13) “Ich such nach ner Lebensform, wo ich einerseits beruflich arbeite, andererseits auch was mit dem Kind mache und für mich selber auch noch Zeit hab' und ohne furchtbar viel Abstriche und Kompromisse eingehen zu müssen.“ (S.12/13)

Alleinerziehende Frau mit einem Kind, geschieden, erwerbstätig:

“Der Grund, daß ich diesen Kurs gemacht habe, war, daß ich irgendwo gemerkt habe, daß ich mich durch die Scheidung und so schon emanzipiert habe irgendwie, aber ich wollte darüber einfach mehr wissen, aber so alleine im Stübchen ist das ziemlich fruchtlos. Oder auch irgendwo einen Zusammenhang haben, wo man diskutieren kann. ... Und dann habe ich immer weiter nachgedacht, woran liegt's, was kann ich ändern, was muß ich tun?“ (S.2/3) “Ich habe im Moment keine Frage oder Wunsch, wo ich eine Antwort erwarten würde, die mir ein anderer geben könnte. Also ich könnt' sagen, wenn es überhaupt die große Frage gibt, dann ist die unheimlich komplex. Und diese einzelnen Kurse, wie der jetzige, ist sicher ein Teil

dieser Frage, wo ich vielleicht mir einen Teil dieser großen Frage beantworten kann.“ (S. 8-S4/87)

Geschiedene Teilnehmerin, halbtags erwerbstätig, 1 Kind:

Also ich hab' z.B. Schwierigkeiten auf der einen Seite, weil ich beschützen will und liebe Mutter auf der anderen Seite bin ich auch schon irgendwie ich. Ich koordiniere oft meine Zeit zuungunsten von mir selber. Wenn ich dann so ganz aktiv was vorhabe, dann ist der Schritt für ne Frauenschule so ganz einfacher, weil dann nicht so ne Barriere ist. ... Da werd ich auch eher daran erinnert, das zu tun (ans eigene Ich zu denken), weil es mir einfach gut tut.“ (S. 10) “Früher wollt ich mehr beruflich powern und auch mehr Karriere machen in meinem Rahmen. Inzwischen will ich das überhaupt nicht mehr, weil ich weiß, daß ich da immer mehr abstreichen muß. Sondern: mehr weniger arbeiten, weniger Geld haben, aber dann halt Sachen erleben, die mir gut tun, mir und meinem Körper. Insofern hat sich das geändert. Ich habe mir früher schon auch gedacht, so ne aktive 40jährige zu sein, aber mehr auf ner beruflichen Ebene. Und ich krieg jetzt den Preis (mit), den man als Frau, als Leiterin von so ner ... zahlt. Z.B. ich mir unheimlich viel Ärger aufhalse, vielleicht sowieso nie an den Verdienst rankomme, den vielleicht Männer in meiner Position verdienen würden, und im Grund genommen alles, was ich als Frau bin, ja kaputt geht. Da muß ich total funktionieren und fit sein. Da darf ich gar nicht schwach sein und so...“ (S. 22 – B1/87)

Alleinlebende Frau, selbständig, ohne Kinder:

“Das war so ein Einschnitt (der 50ste Geburtstag): jetzt muß du langsam anfangen, das zu machen, was du gerne wolltest und das geht auch noch mit 50. Ganz gut sogar, vielleicht sogar manches besser. D.h. also, ich hab' Ambitionen, da weiter zu arbeiten (an den bislang vernachlässigten Interessen)...“ (S.12 – B2/87)

Mutter von einem kleinen Kind, z.Zt. Mutterschaftsurlaub:

“Mit dem ... Kurs, ich glaub, das hing auch ein bißchen mit meiner Arbeit zusammen. Ich hab da eine sehr stressige Sache übernommen. Mit dem ..., was sich ganz neu aufgebaut hatte und war vorher aus einer ganz stressigen Arbeitssituation rausgekommen. Mit meinem Chef kam ich persönlich sehr gut

klar, er ist selber ein ehrgeiziger Typ und ich auch. ... Ich wollte dann meine Dinge alle selber machen, und er hat mir ständig dazwischengefunkt. Das war, glaube ich, dann so ein Auslöser, daß ich mich mal gefragt habe, was steckt eigentlich in mir, warum mache ich mir da das Leben so schwer, ich könnte das doch viel lockerer sehen. ... Es hat mich aber immer wieder ganz schön beschäftigt. Da kam ich zu dem Kurs.“ (S. 4/5, B2/88)

Alleinstehende, ganztags erwerbstätig, ohne Kinder.

“Der (Kurs) interessiert mich, weil ich beruflich auch damit zu tun habe. Ich muß mir überlegen, ob ich Karriere machen will, wenn ja, in welcher Form, mit welchem Engagement, ob in dieser Branche, inwieweit krieg ich sowas unter einen Hut? Auf der einen Seite in so nem konservativen Unternehmen zu sitzen, auf der anderen Seite stark an Frauenthemen interessiert zu sein. Das unter einen Hut zu kriegen, finde ich relativ schwierig. Da empfinde ich mich manchmal – ja, ich streif da nen Teil von mir ab, wenn ich abends herkomme bzw. umgekehrt.“ (G4/88, S.3)

Wenn die Frauen in die Frauenschule kommen, sprechen sie also von ihrer intellektuellen und sozialen Isolation, ihren Ansprüchen an persönliche, soziale, berufliche und geistige Weiterentwicklung, ihren Kompromissen und Niederlagen, ihren Anstrengungen, unterschiedlichste Bedürfnisse verwirklichen zu wollen, ihren Überforderungen und ihrer inneren Zerrissenheit, kurzum: Sie sprechen von ihrer Existenz als Frau in dieser Gesellschaft mit all ihren Facetten und Schattierungen.¹⁾

Die Entscheidung, einen Kurs in der Frauenschule, in einem autonomen Frauenprojekt, zu besuchen, läßt sich verstehen als das Motiv, einem dem kulturellen Mangel des Frauseins zugrundeliegenden Wunsch Ausdruck zu verleihen. Aber tragfähig wird die Entscheidung erst – so zeigen es uns die Aussagen der Frauen – kombiniert mit dem Bedürfnis, hierfür einen Ort aufzusuchen, der dem Frausein Wert verleiht, Anerkennung und persönlichen Nutzen verspricht. “Da bin ich erst drauf gekommen, daß es mir nutzen würde, mit anderen Frauen zu reden.“ (S1/87, S.4) Diese Bedeutung erhält die Frauenschule nicht allein durch die Tatsache, daß in den Kursen ausschließlich Frauen sind (in dieser Form unterscheidet sie sich nicht von anderen Trägern der Erwachsenenbildung, bei denen mittlerweile Frauenkurse ja auch zum selbstverständlichen Angebot avanciert sind). Zentral erscheint

vielmehr der institutionelle Rahmen selber, nämlich eine Fraueninstitution zu sein, die die Ansprüche der Frauen nach Veränderung symbolisiert. Ein sich in den Interviews wiederholendes Muster, "nicht auf der Stelle stehen bleiben zu wollen" (u.a., G1/87, S.4). Wenn auch vielfach eher indirekt als explizit geäußert, so erhält in der Wahrnehmung der Teilnehmerinnen die Frauenschule in dieser Funktion Relevanz: die eigenen Ansprüche nicht länger im Unsichtbaren, in der privaten Gemütlichkeit des Kaffeeklatsches verschwinden lassen ('daß das hier eben nicht Kaffeeklatsch ist, sondern ernsthaftes Arbeiten'), daß sie im Öffentlichen, in der Gesellschaft erscheinen, daß eigene Ansprüche benennbar werden, weibliche Erfahrung Wert erhält.²⁾ Frauenschule repräsentiert dann die geschlechtliche Vermittlung, Vermittlung von Wissen und Erfahrung in einem ernsthaften, mit Respekt ausgestatteten Frauenzusammenhang.

Im Unterschied zu den bestehenden gesellschaftlichen Institutionen verkörpert sie eine Instanz, in der die Frauen eine Vermittlung zwischen sich und der Gesellschaft suchen, in der der Bezug zum eigenen Geschlecht vorhanden ist, das Frausein zur Erkenntnis beiträgt und nicht verleugnet oder neutralisiert werden muß. In diesem Sinn war es seit der Gründung der Frauenschule wichtig, darauf zu beharren, ein öffentlicher Ort für Frauen mit einer auch sinnlich wahrnehmbaren Qualität zu sein: eigene Räume, die Vielfalt der Aktivitäten 'unter einem Dach' zu vereinen, zu zentrieren und konzentrieren, nicht zerstreuen, parzellieren, verwischen. Eine die Ansprüche der Frauen repräsentierende Struktur zu schaffen.

Wir haben gesagt, daß in den Motiven der Frauen, die die Frauenschule besuchen, Wünsche sich artikulieren, die dem herrschenden kulturellen Mangel des Frauseins zugrundeliegen, und daß diese Wünsche eng verbunden sind mit dem Bedürfnis, die Erfahrung und den Wert weiblicher Identität (die geschlechtliche Differenz) ausdrücken zu können. Den Ansatz der sexuellen Differenz haben jüngst die Frauen des Mailänder Frauenbuchladens ins Zentrum ihrer Reflexion der Praxis der italienischen Frauenbewegung gestellt.³⁾ Ein Ansatz, auf den wir uns im folgenden immer wieder beziehen werden. 'Mangel' der weiblichen Existenz meint hier, die in der herrschenden kulturellen Ordnung nicht repräsentierten Erfahrungen der Frauen, die als Natur, im Verhältnis zum Männlichen sich dem scheinbar Allgemeinen der gesellschaftlichen Ordnung unterordnen.⁴⁾ "Die Frau ist in der herrschenden Kultur nur negativ repräsentiert, in erniedrigender Weise sym-

bolisiert, ins Unsichtbare verdrängt."⁵⁾ Der in diesem Sinn kulturelle Mangel der Frauen ist keine kompensatorisch auszufüllende Lücke, wie wir es in solchen Ansätzen finden, die den Begriff mit Defizit/defizitär konnotieren. Danach erhält das Frausein über die Aneignung männlichen Wissens und männlicher Verhaltensweisen seinen Wert. Häufig auch noch unter dem Vorzeichen "Emanzipation" daherkommend, üben solche Ideen (und praktische Projekte) eine nicht wenig starke normative Kraft aus. Die Frauen verwechseln dann ihre Suche nach Selbstverwirklichung mit Anpassung an männliche Verhaltensrituale. So verfolgen sie die Illusion, ihre Gefühle von Wertlosigkeit vergessend, ihre Anstrengungen, 'endlich mal etwas für sich sein zu wollen' verwirklichen zu können, ohne von ihrem Geschlecht zu sprechen. In den Interviews der Teilnehmerinnen ist auffällig, daß häufig die Frauen gerade an einem lebensgeschichtlichen Punkt in die Frauenschule kommen, wenn sie diese Verwechslungen spüren oder erkennen: eine Unruhe hat sich nicht gelegt (eine Unruhe übrigens, die insbesondere die älteren Frauen in ihren Biographien bis in die Jugend bzw. Kindheit verfolgen können), Wünsche und Bedürfnisse ließen sich nicht verwirklichen, Ansprüche werden laut, die sexuelle Differenz auszudrücken.

Der kulturelle Mangel der Frau hat in Anlehnung an die Italienerinnen in dem hier verwandten Verständnis dann die Bedeutung eines produktiven Moments, der als Einwand wirksam werden kann. "Um das Un-Sagbare der Geschlechterdifferenz zum Ausdruck zu bringen."⁶⁾⁷⁾ Das Gefühl der Fremdheit, das viele Frauen trotz ausreichender Qualifikation und Kompetenz in den beruflichen Karrieren beschleicht, kann als ein solcher Einwand verstanden werden. Dem Wunsch der Frauen, teilzuhaben an der gesellschaftlichen Macht, an dem Gesellschaftlichen (ihre Lust zu siegen, dies.) ist dieses Gefühl deshalb konträr, weil hier, im Gesellschaftlichen, die Alternativen in der Verleugnung des Geschlechts (als Neutrum) oder der Inszenierung im herrschenden Geschlechterarrangement liegen. Denn "der Wille der Frauen, in der Gesellschaft zu existieren...., scheitert (daran), daß eine angemessene symbolische Vermittlung fehlt. Die Differenz des Frauseins bleibt daher vom gesellschaftlichen Diskurs ausgeschlossen, sie ist eine kleine unbedeutende Einzelheit, die nur Bedeutung erhält, wenn die Frau sich in die an ihre Anatomie gebundenen Rollen einfügt."⁸⁾

Für die Kursarbeit ist dieser Ansatz relevant, da es hier um die Auseinandersetzung spezifischer Formen des kulturellen Mangels geht (die verschiede-

nen Kursformen reflektieren das), um historische Entwürfe von Weiblichkeit, in denen das Wissen um den Widerspruch von gesellschaftlicher Nicht-Existenz und dem Verlangen, in der symbolischen Ordnung repräsentiert zu sein, nicht verleugnet wird. Feministische Bildungsarbeit will so eben nicht, wie in der sie abwehrenden Kritik immer wieder unterstellt wird, die herrschenden Formen des Mangels ersetzen durch ideologisch überhöhte neue Bilder von Weiblichkeit ('Eine emanzipierte Frau ist, wenn ...'), im Gegenteil: Sie entlastet nicht von der Anstrengung, einen wie auch immer visionierten Entwurf weiblicher Freiheit in Form des Widerspruchs zu denken und zu antizipieren, der sich gerade am Mangel reibt. Produktion von Neugierde um die sexuelle Differenz rückt so ins Bildungsinteresse, weniger eine illusionäre Sättigung, die den Mangel beheben soll. Diese Vorgehensweise führt einerseits immer wieder zu Einwänden von seiten der Frauen. Denn wenn wir schon als Geschlecht in der Geschichte ausgeschlossen waren/sind vom herrschenden Diskurs der Macht, dann soll es zumindestens Entschädigungen geben: Erst einmal freigepustet vom Dreck der Entmündigungen und Beschädigungen erscheint darunter Weiblichkeit als gut, friedfertig, sanft, kurz: der bessere Teil der Menschheit. Solche Wünsche nach einem positiven Entwurf des Weiblichen wollen die Teilnehmerinnen immer wieder in den Kursen bestätigt finden, sie haben aber selbst wieder Entlastungsfunktionen, da nicht gesehen wird, daß auch die inferiore Position nicht von Verantwortung befreit, Freiheit, der Weg dahin, nur in der Verantwortung denkbar ist.

Andererseits sehen wir, daß die Frauen – das erste Mal oder schon über einen längeren Zeit in Kontakt mit der Frauenbildung – vor allen Dingen die Offenheit des Klimas in den Kursen der Frauenschule für neue Denkanstöße, für die Entwicklung eigener Gedanken und Ideen wertschätzen und selber suchen. Offenheit heißt, eben nicht mit ideologisch festgelegten Weiblichkeitsbildern konfrontiert zu sein oder feste Antworten präsentiert zu bekommen, sondern wichtiger ist es, Fragen zu stellen. "Ich habe auch nicht unbedingt den Anspruch, daß hier Fragen beantwortet werden, sondern will lieber Fragen stellen." (S1/88, S. 7) "Hier formulieren sich erst einmal Fragen, und die Antwort werde ich vielleicht nie wissen, aber es kann passieren, daß ich Fragen durch Fragen beantworte." (G4/87, S. 13) "Mir kommen eigentlich immer mehr Fragen und daß ist überhaupt erst einmal so ein Anfang. Daß sich bestimmte Dinge anders darstellen plötzlich in 'nem ganz

anderen Rahmen. Das ist für mich zumindestens ein Anfang. Ich kann mich damit besser zurechtfinden. Die Antworten, die kommen dann auch." (S1/88, S. 10)

Dieses Muster findet sich durchgängig in allen Interviews, wenn nach den konkreten Erfahrungen in den Kursen gefragt wird. In einem Rahmen, in dem die sexuelle Differenz nicht verleugnet wird, ist Fragen zu stellen, "auch mal provozierende Fragen" (S.12), ein Weg, die eigenen Ansprüche als Frau auszudrücken zu versuchen. Die Auseinandersetzung in den Kursen erfahren dann viele Frauen als Verstärkung ihrer Ansprüche, und zwar häufig solcher, um die es ein diffuses Wissen und eine Ahnung gibt, die sich bisher jedoch nicht artikulieren konnten, stumm blieben. "...Ich sehe Ansätze und finde es auch echt gut, daß ich die bekommen habe. Die waren schon vorhanden, aber sind immer wieder so weggeschwommen, weil da keine Verstärkung war... und ich dadurch, sagen wir mal, ne geahnte Richtung jetzt sehe, sie schon gespürt habe und ... die Richtung jetzt sehe. Und daß ich spüre 'Mensch, das war die ganze Zeit da und jetzt endlich, warum jetzt erst?' Daß man wirklich erst so gewisse Anstöße braucht, um zu begreifen, Mensch, das ist nichts mehr so Diffuses, so in meinem Hinterkopf, sondern das ist richtig, du bist auf dem richtigen Weg." (G1/87, S. 9) Nehmen wir diese Frau weiterhin als Sprecherin vieler Teilnehmerinnen, dann verweist sie uns darauf, daß dieser Weg, die ihn begleitenden Wünsche, Ansprüche, Pläne und Erfahrungen ein "persönlicher Weg zur Selbstverwirklichung" ist; die Frauenschule ein Ort ist, die sexuelle Differenz zum Ausdruck zu bringen, sie verstärkt in einer Form, die ermöglicht, "so zu leben als Frau, wie Frau sich das ganz persönlich vorstellt." (S. 6)

So spüren nicht nur die Frauen den Mangel, die Indifferenz der herrschenden symbolischen Ordnung der sexuellen Differenz gegenüber verschieden, auch ist seine Artikulation ("... ein Mehr, das eine Frau sein will und sein kann"⁹⁾ in Form eines, sagen wir hier ruhig einmal 'Frauen-Bildungswunsches' ja nur eine Variante unter vielen anderen möglichen: Krankheit z.B. ist eine Form seines Ausdruckes, auch hinter einem unbändigen Karrierestreben kann er sich verbergen. Kurz gesagt: Ein Projekt wie die Frauenschule stellt nur eine, aber eine spezifische Form des Wunsches der Frauen dar, anerkannt zu sein, sich Wissen anzueignen, teilzuhaben an der Gesellschaft, Urteile zu fällen, Wert und Respekt zu erhalten, die gesellschaftliche Anonymität zu verlassen. Das Spezifische der Frauenschule ist, diesen

Wunsch in der Beziehung zum eigenen Geschlecht zu repräsentieren ('ein Projekt von Frauen für Frauen'). Erst dann, wenn das Bedürfnis der Frauen, sich selbst, der eigenen weiblichen Geschichte, einen eigenen Wert zuzuschreiben, in Form einer geschlechtsspezifischen Vermittlung gesucht wird, erst dann rückt die Frauenschule in das Blickfeld des Interesses. So erklärt sich auch die häufig mit Empörung vorgetragene Beschwerde, von der Frauenschule bis 'heute' (das ist zum Zeitpunkt eben der ersten Aufmerksamkeit) nie etwas gehört zu haben, das Projekt also viel zu wenig öffentlich erscheine. Eine Kritik, der der reale Aufwand an geleisteter Öffentlichkeitsarbeit jedoch widerspricht. Denn trotz einer langjährigen und nicht unbeachtlichen Medienöffentlichkeit der Frauenschule (Öffentlichkeitsarbeit) wird nun erst der Artikel in der Lokalpresse wahrgenommen, die ausgelegten Programme der Frauenschule in den Stadtbüchereien 'gesehen', oder auch im schon längeren Wissen um das Projekt wird sich jetzt erst entschieden, einen Kurs zu belegen.¹⁰ Das ist wohl auch ein wesentlicher Grund dafür, daß immer noch in jedem Semester sich mehr neue Frauen anmelden als Frauen, die schon ein oder mehrmals die Angebote der Frauenschule wahrgenommen haben.

Selbstverständlich nehmen die Wünsche der Frauen, ihre Suche, die sie in die Frauenschule führen, verschiedene Gestalt an. Sie können sich im Interesse an einer Gesprächsgruppe, an einem Sach- oder auch Bewegungskurs ausdrücken, im Besuch eines Vortrags, der Teilnahme an einer frauenpolitischen Diskussion oder eines Cafébesuchs. Diese Vielfalt des Angebots ist eine bewußt gewählte Form, die potentiell jeder einzelnen Frau über einen längeren Zeitraum hinweg Gestaltungsmöglichkeiten 'ihrer Suche' eröffnet. (Mit diesen speziellen Angebotsformen auch die Suchbewegungen der Teilnehmerinnen in einem gewissen Sinn zu lenken – diese ursprüngliche Annahme hat sich in der Projektpraxis nicht bestätigt. Wir stellten uns verschiedene Wege über ein zeitliches Kontinuum vor: von einem Bewegungskurs hin zu einem sachlichen, etwa historischen Interesse; von einer längeren eher intellektuellen Auseinandersetzung hin zu mehr Erfahrungswissen; Vortragsbesuche als eine Art Schnupperbesuch, um die Frauenschule kennenzulernen. Die Auswertung der entsprechenden Teilnehmerinnenkarten lassen hier jedoch keine derartige Systematik erkennen. Die Varianten, in denen die Frauen die Frauenschule für ihre Interessen und Wünsche nutzen,

sind reichhaltig, ohne daß sich aber so etwas wie 'typische Besucherinnenwege' – jedenfalls nicht aufgrund quantitativer Häufungen – beschreiben ließen.)

Auch der Grad der Bewußtheit über den Wunsch, den eigenen Wert in der Form einer weiblichen Vermittlungsinstanz erfahren zu wollen, ist verschieden. Es gibt Frauen, für die sich dies in der Auseinandersetzung mit der Frauenbewegung entwickelt hat. Andere, die nicht die politische Praxis, sondern die eigene Lebenspraxis primär zum Bezugspunkt dieses Wunsches nehmen, und wieder andere Frauen, die es nicht benennen können, sich dazu entscheiden aus einer Art intuitivem Wissen, das sich aus den Erfahrungen in den Beziehungen unter den Frauen in der eigenen Geschichte gebildet hat. Sie, häufig das erste Mal in einem Frauenkurs oder Frauenprojekt, benennen dann in den Interviews am emphatischsten die besondere Qualität der Kommunikation, des miteinander Arbeitens: Toleranz, Geduld, Vertrauen.

Wir können jetzt also sagen: Diejenigen Frauen, die den kulturellen Mangel ihrer weiblichen Existenz umsetzen in den Wunsch, Wissen und Erfahrungen in einem weiblichen Vermittlungszusammenhang repräsentiert zu finden, zu veröffentlichen, suchen die Frauenschule auf.

2. Weibliche Lebenspraxis

Wenn wir von den Erwartungen und Motiven der Frauen sprechen, die die Frauenschule besuchen, steht immer auch die weibliche Lebenspraxis im Zentrum, die in ihr eingebundenen Widersprüche und Ambivalenzen. Diese geben den Rahmen ab, von dem aus die Teilnehmerinnen ihre weibliche Existenz in den Kursen ausdrücken möchten. Dabei sind es die strukturellen Veränderungen der weiblichen Lebenspraxis in den letzten 10-15 Jahren, in denen sich Ansprüche und Wünsche der Frauen nach einer autonomen Existenz in der Gesellschaft artikulieren.

Mit Beginn der Frauenbewegung artikulierten die Frauen ihren Mangel als Kritik an der Normalexistenz der Frau, die – real und ideologisch verortet – im Privaten verschwand, keine öffentliche Stimme hat, auf den Bereich reproduktiver Tätigkeit einseitig verpflichtet – und dies selbst da, wo sie öffentliches Terrain betrat. Mit ihrer Kritik wollten sie die Grenze verlassen,

in die bislang Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weiblichen eingeschlossen waren: das Haus, die Familie, die Reproduktion. Die strukturellen Veränderungen in der Lebenspraxis der Frauen in den letzten 10 bis 15 Jahren sind Ausdruck dieser Kritik, stellen ihre materielle Umsetzung dar. Sie sind in einem spezifischen Sinn Grundlage des Projektes: Das Projekt symbolisiert diese Kritik; die in diesen Veränderungsprozeß eingebundenen Wünsche und Bedürfnisse, Ambivalenzen und Krisen sind Gegenstand der Kursarbeit; Teilnehmerinnen und Projekt-Kursfrauen sind gleichermaßen in diesen Prozeß eingebunden.

Das erklärt den Stellenwert, wenn im folgenden einige wesentliche Merkmale dieses Veränderungsprozesses dargestellt werden. Es zeigt sich hier eine spezifische Struktur: Wenn Frauen das Haus verlassen (durchaus im metaphorischen Sinn gemeint, denn selbst real im Haus verbleibend, werden Stimmen nach neuen Beziehungsformen laut), dann geben sie damit ihre Bedürfnisse nach menschlichen Beziehungen, nach Fürsorge und Liebe, nach Sozialität nicht auf. Entscheidend ist vielmehr der Wunsch nach gesellschaftlicher Existenz, die eine neue Qualität von Beziehungen miteinschließt, in der diese Bedürfnisse in einer für Frauen befreiteren Weise lebbar werden: Beziehungen von gegenseitiger Anerkennung und Akzeptanz, von Respekt und Würde. In den verschiedenen Formen ihrer Lebenspraxis drückt sich dieser Wunsch nach einer veränderten sozialen Existenz, nach einem qualitativ neuen Geschlechterverhältnis aus. Aber auch die versteckten Fußangeln werden spürbar, wenn Angst vor Abhängigkeiten, Beziehungslosigkeit die 'emanzipierten' Lebensformen in die bedrückende Nähe männlicher Existenz bringen.

Werfen wir einen kurzen Blick auf ein paar wesentliche Daten. Allem bisherigen Wissen nach hat es historisch noch nie eine Zeit gegeben, in der Frauen in so verschiedenen Lebensformen leben können wie heute. Das trifft sowohl für die Frauen als Kollektiv betrachtet zu, wie auch innerhalb der individuellen Biographien der Frauen: Frauen leben als Verheiratete mit und ohne Kinder, mit und ohne Mann, als Ledige alleine, mit Männern und Kindern, alleine mit Kindern, sie leben in gleichgeschlechtlichen und gemischtgeschlechtlichen Lebens- und Liebesgemeinschaften, in Wohngemeinschaften in den verschiedensten Konstellationen. Gemessen an der kulturellen Verortung der Frau, die immer noch die Familie zur tragenden Lebensform

ideologisiert, präsentiert sich ihre Lebensrealität um einiges variationsreicher.¹¹⁾ Die Familie wird immer mehr zu einer Lebensform neben vielen anderen.¹²⁾ Mehr noch. Sie ist auch immer weniger ein lebenslängliches Modell, gibt nicht unbedingt mehr das Kontinuum ab, auf dem sich die Biographie der Frauen abbilden läßt. Dafür spricht auch die hohe Scheidungsrate: Wenn mittlerweile jede dritte Ehe (durchschnittlich nach 5-7 Jahren) geschieden wird, dann wird deutlich, daß die Familie für immer kürzer werdende Zeiträume zur einzigen Lebensform wird. Eng damit im Zusammenhang steht die steigende Anzahl von Alleinerziehenden, d.h. immer noch in der Mehrheit alleinerziehenden Müttern. Hinter diesem Trend stehen nicht nur die geschiedenen oder getrennt-lebenden Frauen, immer mehr bestimmen hier die ledigen Mütter im Zusammenhang steht die steigende Anzahl von Alleinerziehenden, d.h. immer noch in der Mehrheit alleinerziehenden Müttern. Hinter diesem Trend stehen nicht nur die geschiedenen oder getrennt-lebenden Frauen, immer mehr bestimmen die ledigen Mütter auch hier das Bild.¹³⁾ Ein Ausdruck dafür, wie in das Verlangen nach mehr gesellschaftlicher Existenz die Kinderwünsche weiter eingebunden bleiben. Neben dem generellen Anstieg der Scheidungsrate ist es ein Novum, daß heute doppelt so viel Frauen wie Männer den Antrag auf Scheidung einreichen – ein soziales Phänomen, das die veränderte Landschaft der Lebensformen im Kontext der Veränderungswünsche der Frauen sehen läßt. Spricht diese größere Initiative der Frauen, von den Verletzungen, im hierarchischen Geschlechterverhältnis keine autonome Stimme zu haben? Die größere Skepsis in bezug auf Wiederverheiratung scheint ein Hinweis darauf zu sein, denn im Vergleich zu geschiedenen Männern heiraten Frauen seltener ein zweites Mal. Ins Spektrum der veränderten Lebenspraxis gehören selbstverständlich auch die Singles. Nicht zuletzt bei den Frauen hat sich dieser Lebensstil weiter verbreitet. Also die Befreiung der Frau in der Form eines Monadendaseins? Wie alle bisher erwähnten Strukturveränderungen ist auch diese Tendenz mit vielen Widersprüchen und Risiken für die Frauen belastet. Jedoch gibt das Verhalten der ledigen Frauen Anlaß, eine derartige Interpretation eher als übertrieben anzusehen. Die Single-Existenz wird nämlich viel mehr von getrennt-lebenden, geschiedenen und verwitweten Frauen gelebt als von ledigen (1/4 ledige Frauen). Die Mehrheit dieser Frauen lebt dann offensichtlich in den verschiedensten anderen Lebensgemeinschaften – experimentiert also eher in Beziehungen.¹⁴⁾

Für unseren Zusammenhang ist es von Bedeutung, daß die in hohem Maße von der Initiative und Entscheidung der Frauen getragenen strukturellen Veränderungen in der weiblichen Lebenspraxis Kritik und Wünsche sichtbar machen, die in fundamentaler Weise patriarchale Herrschaftsformen tangieren: die Familie, das Geschlechterverhältnis und die ihr zugrundeliegende Arbeitsteilung. Tangiert wird so aber auch die Sprache des Unbewußten: die ins Unbewußte verdrängten Ängste, Phantasien und Wünsche, die das Geschlechterverhältnis intrapsychisch absichern bzw. unterstützen, Identitätsanteile, in denen Frauen mit der Macht verbunden sind. Deshalb ist in der Suche der Frauen nach einer gesellschaftlichen Existenz immer auch viel Ambivalenz, Widersprüchliches, Ungleichzeitiges und zeitweise Starrheit. Um im Bild zu sprechen: Wenn Frauen 'siegen' wollen, d.i. eine nicht ans Haus gebundene Existenz, können sie nicht umhin, dies mit und durch das Stimmengewirr des Hauses hindurch zu versuchen.¹⁵⁾

Sehen wir uns noch kurz die Ansprüche an, die sich in der veränderten Praxis artikulieren. Daß deren Erscheinungsformen mittlerweile schon auf der Ebene der Statistik 'durchschlagen', macht auf das quantitative Ausmaß des für ein Frauenleben bislang ungewöhnlichen Differenzierungsprozesses aufmerksam. In Lebensformen, die eher 'Experimente auf Zeit' (Beck) darstellen, risikoreich sind, sprechen die Frauen von ihrem Mangel, als Frau keine Subjektivität zu haben, in ihrer Sexualität auf das Begehren des Mannes beschränkt, den emotionalen Grundstoff für Mann und Gesellschaft abzugeben, ohne selbst emotional versorgt, mit autonomen Ansprüchen als Frau in der Gesellschaft existieren zu können. Sie wollen nicht länger mehr die ewigen Produzentinnen von Glück sein, reklamieren Formen von Glück und Liebe, in denen auch sie mit ihren Ansprüchen erscheinen, die gegenseitiges Geben und Nehmen ermöglichen.¹⁶⁾ Mit ihrem Willen, den Wert des eigenen Geschlechts in der Gesellschaft repräsentiert zu finden, radikalisiert sich die Kritik der Frauen an der Hierarchie des Geschlechterverhältnisses.

Damit ist zwar noch nichts darüber gesagt, ob und wie sich diese Hierarchie zugunsten der Frauen verändert, auch nichts darüber, ob sich in den neuen Lebensformen mehr Glück für sie verbirgt. Aber als Ausdruck, daß sie mehr und mehr die herrschende Arbeitsteilung verweigern, deren Legitimität in Zweifel ziehen, muß der sich mit hoher Scheidungsrate, sinkender Geburtsrate, steigender Anzahl von nicht-familialen Lebensformen vollziehende

Prozeß allemal verstanden werden. Wenn ich alleine lebe, stellt sich die Frage, wer nun den Dreck wegmacht, gar nicht mehr – es ist eh nur der eigene. Wenn auch meistens in höchst prekären Einigungsprozessen immer wieder erneut festgeklopft, so sind Wohngemeinschaften und heterosexuelle Lebensgemeinschaften von der Idee her eher auf demokratisch auszuhandelnde und gleichmäßig verteilte Arbeitsprozesse angelegt. Ebenso in Lebens- und Liebesgemeinschaften zweier Frauen: Hier kann es zwar wegen der Arbeitsteilung durchaus zu Streitigkeiten kommen, aber die Kränkung, vom anderen Geschlecht ausgenutzt zu werden, fällt weg. Ebenso scheint die Angst, ins alte Fahrwasser der geschlechtlichen Arbeitsteilung zu geraten, eines der Hauptmotive für viele Frauen zu sein, die in langjähriger Beziehung mit Mann und Kind(ern) leben und eisern darauf bestehen, nicht zu heiraten – gleichwohl die Strukturen dieser Beziehungen häufig sehr familienähnliche Züge tragen.

Wenn also die Lebenswünsche und -ansprüche der Frauen breiter werden, läßt sich ihre Existenz nicht mehr auf eine Form fixieren: Deshalb suchen so viele Frauen nach anderen und variationsreicheren Lebensformen, die der Komplexität ihrer nun auch öffentlich artikulierten Wünsche eher entsprechen.

Für die Projektpraxis der Frauenschule im Zusammenhang mit den Wünschen und Motiven der Teilnehmerinnen wollen wir hier nochmals einen Punkt besonders hervorheben.

Mit der Vielfalt weiblicher Lebenspraxis hat ein als außergewöhnlich zu qualifizierender Individualisierungsprozeß der Frauen stattgefunden. Eine Entwicklung, die zumindest theoretisch die Möglichkeit eröffnet, daß die gesellschaftlichen Erfahrungen der Frauen mehr und mehr 'den Stempel der geschlechtlichen Differenz' (Mailänderinnen) tragen. Nach dem oben Gesagten spricht vieles dafür, daß der veränderten weiblichen Praxis dieses Verlangen zugrundeliegt: in der gesellschaftlichen Ordnung als Frau repräsentiert zu sein, nicht in der bisherigen Form der Marginalisierung, anerkannt in den differenten Strukturen weiblicher Existenz.¹⁷⁾ In ihrer Praxis drückt sich dieses Verlangen der Frauen, wie gesagt in verschiedensten Formen aus. Formen allerdings, in denen sich die Sehnsucht der Frauen nach einer befreiten weiblichen Existenz artikuliert, aber nicht verwirklicht. Wenn eine Teilnehmerin von ihrem Wunsch spricht "ich such' nach ner Lebensform, wo ich

einerseits beruflich arbeite, andererseits auch was mit dem Kind mache und für mich selber auch noch Zeit hab' und ohne furchtbar viel Abstriche und Kompromisse eingehen zu müssen" (S 2/87, S. 12), erfahren wir etwas von der Lebendigkeit und Vielfaltigkeit dieses Wunsches und der realen Erfahrung des Uneingelösten/Unlöslichen. Es sind von einer solchen Spannung geprägte Erfahrungen, Krisen, Konflikte, Ansprüche, die in der Frauenschule laut werden und die im jeweiligen Kontext der unterschiedlichen Lebenspraxis der Teilnehmerinnen stehen.

So begegnen sich in der Frauenschule die jüngere und die ältere Frau mit ihrem unterschiedlichen Wissen um die weibliche Existenz. Es treffen sich die Vierzigjährige, deren Kinder gerade beginnen, das Haus zu verlassen und die – zwischen Trauer und der Lust auf eine neugewonnene Freiheit schwankend nach neuen beruflichen und sozialen Aktivitäten sucht und die Vierzigjährige, die auf dem Hintergrund langjähriger Erwerbstätigkeit das erste Mal die Mutterschaft erlebt. Es trifft die Frau, die Frauen liebt, auf jene, deren sexuelles Begehren dem Mann gilt. Ihr Bezug zueinander basiert so nicht mehr ausschließlich auf Gleichheit. Einer Gleichheit in der Erfahrung von Unterdrückung und gemeinsamen Leids, einem untergeordneten Dasein (wie ja insbesondere zu Beginn der Frauenbewegung die Beziehung unter den Frauen primär wahrgenommen wurde). In ihren unterschiedlichen Formen der Praxis verweisen sie gerade auf die jeweilige Individualität, auf die unterschiedlichen Formen, die das Bedürfnis der Frauen annehmen kann, gesellschaftliche Autonomie zu erlangen. Die historisch möglich gewordenen Spielräume der Frauen, die Differenz innerhalb des eigenen Geschlechts leben zu können, konfrontiert sie allerdings in einer neuen Weise mit der Anerkennung des eigenen Wertes. Noch lange davon entfernt, befreit zu sein, ist das Verhältnis der Frauen untereinander (ihr Bezug zueinander als sich gegenseitig respektierende Subjekte) höchst instabil. Auch hier gibt es immer wieder die Irritation durch jene stumme Stimme, die im Diskurs der herrschenden Macht die weibliche Inferiorität selber glaubt. Es ist deshalb auch immer eine Frage der Fähigkeiten der Frauen, ihre unterschiedlichen Positionen in der Gesellschaft und ihren unterschiedlichen Geschichten mit Respekt Platz einzuräumen. Wenn die Teilnehmerinnen der Frauenschule von ihren Erwartungen sprechen, in den Kursen der Frauenschule ihre Pläne und Ansprüche zu verstärken bzw. in einem weiblichen Vermittlungszusammenhang benennbar werden zu lassen, dann ist dies an das Interesse geknüpft,

'andere Frauen kennenzulernen'. Die anderen Frauen erhalten dann Bedeutung, insofern im Austausch mit ihnen deren verschiedene Praxis, differente Arten zu denken oder an die Dinge heranzugehen, Neugierde weckt und zum Nachdenken anregt: die eigene Geschichte wird so neu konturiert und der eigene Entwicklungs- und Denkprozeß unterstützt.

Von den Frauen zu sprechen, die in die Frauenschule kommen, nach den Kriterien ihrer 'sozialen Lage' zu fragen: Den Kontext hierfür geben jene weiter vorne beschriebenen Praxiszusammenhänge in ihrer Differenziertheit ab, in denen sich der Wille ausdrückt, in der Gesellschaft mehr als die auf Mutter und Ehefrau reduzierte Form weiblicher Existenz darzustellen (also nicht die klassischen Kategorien der Schichttheorie, in der bekanntlich die soziale Lage der Frauen auf den Achsen: Beruf und Einkommen des Vaters-/Ehemanns, Ausbildung etc. abgebildet wird.)

Die oben beschriebene Tendenz in der Lebenspraxis der Frauen findet sich auch als Struktur bei den Teilnehmerinnen der Frauenschule wieder. Im folgenden seien ein paar quantitative Daten referiert, die in beschreibender Absicht Auskunft über die Praxiszusammenhänge der Teilnehmerinnen geben.

Grundlage ist eine in zwei aufeinanderfolgenden Semestern durchgeführte Befragung, die auf freiwilliger Basis bei den Kursteilnehmerinnen (die Fragebögen wurden nicht an die Teilnehmerinnen der Vorträge, frauenpolitischen Diskussionen und sonstigen Veranstaltungen der Frauenschule ausgehändigt) durchgeführt wurde¹⁸⁾ und die neben Urteilen über und Wünsche an die Frauenschule auch Auskunft über Alter, Wohn- und Beziehungs- und Arbeitssituation, über Familienstand und Anzahl der Kinder geben sollte. Insgesamt haben 179 Frauen daran teilgenommen.¹⁹⁾

Die Besucherinnen der Kurse der Frauenschule weisen nach diesen Daten jene charakteristische Tendenz der Vielfalt in ihren Wohn- und Lebensverhältnissen auf, die der familialen Lebensweise einen Platz unter möglichen anderen einräumt, sie nicht mehr zentral stellt. Ein Drittel der Frauen lebt allein²⁰⁾, knapp ein Viertel zusammen mit dem Ehemann/Kind(ern). Der Rest (knapp 50%) lebt in anderen Kombinationen mit Personen zusammen: mit LebenspartnerIn, in Wohngemeinschaften oder alleine mit Kind(ern). Diese Variabilität ist nicht, wie häufig über autonome Frauenbildungsprojekte von außen vermutet wird, Ergebnis einer relativ jungen Altersstruktur.

Die Gruppe der unter 20-25jährigen ist eher unterrepräsentiert (10%). Am

stärksten vertreten sind die 26- bis 35jährigen Frauen (40%) sowie die mit über einem Viertel vertretene Gruppe der 36-bis 45jährigen. Die Altersstufe 51 bis 60 und älter ist immerhin noch stärker besetzt als die jüngsten Altersklassen (15%), insgesamt knapp ein Viertel der Besucherinnen, die an der Befragung teilgenommen haben, ist in der Altersgruppe von 46 bis über 60. Wechsel der Wohn- und Lebenssituation innerhalb der individuellen Biographie ist auch bei den Teilnehmerinnen um einiges üblicher als Konstanz: Dreiviertel der Frauen hat schon mindestens einmal anders als zum Zeitpunkt der Befragung gelebt (den Wechsel von der Herkunftsfamilie natürlich nicht berücksichtigt).

Die gewachsene Bedeutung der Erwerbstätigkeit in der Praxis der Frauen treffen wir auch bei den Teilnehmerinnen an. Immerhin 60% in dieser Befragung sind erwerbstätig, die restlichen befinden sich in Ausbildung, sind Hausfrauen, arbeitslos oder Rentnerinnen (in dieser Reihenfolge). Dabei haben wir nicht versucht, die Art der Erwerbstätigkeit in ein quantifizierbares Raster zu pressen. Ein Vergleich zwischen den in der Befragung aufgelisteten Berufen mit denen der entsprechenden Teilnehmerinnen-Listen aus den vorangegangenen Semestern zeigt ein ähnlich buntes Bild: Bibliothekarin, Krankenschwester, Erzieherin, EDV-Fachfrau, Sekretärin, technische Zeichnerin, Industriekauffrau, Ärztin, Dolmetscherin usw. Eher ist auch hier Verschiedenheit typisch, als daß sich charakteristische Berufsgruppen herauschälen ließen. Allerdings wird anhand dieses Berufsspektrums deutlich, daß die Frauen zu großen Teilen ein mittleres bis hohes Ausbildungsniveau haben. Wenn sie in einer ihrer Ausbildung nicht entsprechenden Tätigkeit beschäftigt sind, dann sind das jedoch häufiger die akademisch ausgebildeten Frauen: die Lehrerin, die Diplom-Pädagogin etc.

Diese unterschiedlichen Praxiszusammenhänge, die ihnen zugrundeliegenden Widersprüche und Ambivalenzen in der Suche der Frauen nach einer gesellschaftlichen Existenz, nach Autonomie – darin liegt das Charakteristische der Teilnehmerinnenstruktur dieses Projekts, charakteristisch dann eben auch für die Zusammensetzung der einzelnen Kurse, die – mehr oder weniger – tendenziell den historischen Stand der Differenzierung weiblicher Freiheitssuche repräsentieren. Charakteristisch dann letztlich auch für die Motive und Wünsche, einen Kurs in der Frauenschule, einem Frauenbildungsprojekt, zu machen.

3. Ansprüche

Wir haben also gesagt, daß der Wunsch, das Motiv, für die Entscheidung des Kursbesuches in Beziehung zum Mangel steht, der in seiner spezifischen Form eingebettet ist in die jeweilige Lebenspraxis der Teilnehmerinnen. Nicht unabhängig vom gesellschaftlichen Stand der Emanzipation bewegen sich die Emanzipations- und Befreiungswünsche der Frauen so in einer spezifischen Ambivalenzstruktur. Die Form dieser Ambivalenzstruktur sagt auch immer darüber etwas aus, inwieweit in der herrschenden symbolischen Ordnung weiblicher Erfahrungen, Wünsche, die sexuelle Differenz repräsentiert ist und sich ausdrücken kann. Auch bei einem relativ fortgeschrittenen Stand der Emanzipation in den Industrienationen erzwingen die verschiedensten Versuche und Anstrengungen der Frauen in der Gesellschaft weitgehendst eher eine Anpassung an die männliche Ordnung. So wissen und erfahren viele Frauen, wie ihr Verlangen nach gesellschaftlicher Anerkennung etwa in Form von beruflicher Autonomie und Erfolg blockiert wird, sich nicht wirklich ausdrücken kann: Das geht ja bekanntlich von den Strukturen der Arbeitsorganisation und -zeiten, die den reproduktiven Teil der gesellschaftlichen Arbeit ignorieren, bis hin zu den informellen Netzen männlicher Macht, die immer noch den inkompeteten Mann vor der kompeteten Frau helfen aufzufangen. Die Gefühle von Fremdheit und Einsamkeit – auch bei durchaus realem Erfolg – machen als innere Einwände darauf aufmerksam, daß das Frausein kulturell randständig existiert. In diesem Zusammenhang müssen wir auch die häufig zu beobachtenden Anstrengungen verstehen, wenn Frauen mit ihren Versuchen, 'Alles zu wollen', nicht selten bis zur Erschöpfung experimentieren. Wir haben es hier mit einer komplexen Struktur zu tun. Artikulieren diese inneren Einwände Ansprüche, in der Gesellschaft mehr zu wollen, das Selbst und das eigene Geschlecht ausdrücken zu können, so werden aber auch Mechanismen wirksam, mit denen die weibliche Identität in den jeweiligen Machtzusammenhang gleichwohl integriert ist.²¹⁾ Dieser sichert ja nicht nur sozial, sondern auch intrapsychisch seine Machtrefugien über spezifische Abhängigkeitsstrukturen ab, die wir in unserer Sehnsucht nach Freiheit häufig so gerne überspringen möchten. Die immer wieder neu belebte Debatte im feministischen Diskurs, nach der Frauen primär sich über den Opferstatus männlicher Verfügungsgewalt definieren, sei nur als ein Beispiel dafür erwähnt, wie groß die Abwehr ist, die

eigene Positionierung im Diskurs der Macht wahrnehmen zu wollen. Wir haben gesehen, daß die interviewten Frauen an ihren Kurserfahrungen immer wieder besonders wertschätzen, eine Offenheit für Fragen vorzufinden, im Austausch mit anderen Frauen bislang stummgebliebene Wünsche und widersprüchliche Ansprüche benennen zu können. Daneben finden wir aber sowohl in den Interviews wie aber auch im realen Kursgeschehen Denk- und Verhaltensmuster, die von der Schwierigkeit zeugen, Differenzierungen und Widersprüche in der eigenen Entwicklung, dem eigenen Wollen zuzulassen bzw. zu erkennen. Im Kurs oder in den Diskussionen bewirkt das dann häufig starre Prozesse, wenn z.B. darauf beharrt wird, das Frausein einzig auf der Seite des weiblichen Opferdaseins wahrzunehmen. Die schnelle Einigung auf diesen Status unterdrückt ja die Neugierde auf Entwicklung, ihr ist immanent, die Differenz weiblicher Praxis negieren zu wollen. Aber auch wenn wir als Kursfrau (oder auch auf anderer Ebene, als Projekt Frauenschule) immer wieder mit Erwartungen überfrachtet werden, in der eigenen Position und Stellungnahme (eigentlich sogar im beispielhaften Charakter der eigenen Lebenspraxis) eindeutige und 'wahre' Lösungsmodelle für die 'emanzipierte Frau' mitzuliefern, finden wir eine ähnliche Struktur. Es ist dann der Wunsch, den eigenen Mangel in der anderen Frau, der Autorität der Kursfrau in einem feministischen Projekt, ersetzt sehen zu wollen, ohne eigene Neugierde und Anstrengung. Die Anerkennung des eigenen Wertes über die reine Bewunderung der anderen Frau erhalten zu wollen, beruht eher auf den Verschmelzungsphantasien der Frauen und läßt Autonomieprozesse wenig zu.²²⁾

Psychoanalytisch gesehen lassen Autonomieprozesse Abwehr und Anpassungsmechanismen ins Wanken geraten, die der 'alten' Herrschaft verpflichtet sind. Ängste und Unsicherheiten werden so ausgelöst. Auch die weibliche Freiheitssuche bleibt von solchen Ängsten nicht verschont, im Beharren auf der Opferposition oder einem (neu) festgelegten Weiblichkeitsbild wird von ihnen gesprochen. In der in den letzten Jahren festzustellenden Tendenz, daß Kurse, Vorträge, Diskussionsveranstaltungen mit einer Psychothematik besonders großen Zuspruch in der Frauenschule (unserer Beobachtung nach auch in anderen feministischen Bildungsprojekten) finden, sehen wir hingegen den Wunsch, auch die inneren Abhängigkeiten zu verstehen, sie mehr und mehr benennen zu können.²³⁾

Im folgenden wollen wir uns auf eine spezifische Form von Ambivalenz - struktur weiblicher Freiheitssuche beziehen, die als latente oder manifeste Thematik die Bildungsarbeit (und wie ein roter Faden viele Interviews durchzieht). Sie wird hier beispielhaft für solche Ambivalenzkonflikte aufgeführt, die häufig entscheidungsstrukturierend für den Besuch eines Kurses in der Frauenschule sind. Die veränderte Praxis der Frauen, Differenzierungen in den Lebensformen, gewachsene Selbstverständlichkeit, mit der Erwerbstätigkeit in die Lebensplanung integriert ist, erhöhen den Handlungs- und Entscheidungsspielraum der Frauen. Von dieser Entwicklung ist gerade jenes weibliche Potential in höchst widersprüchlicher Weise betroffen, das bisher in den reproduktiven Aufgaben der Frauen gebunden war: die Verantwortlichkeit für Beziehungen, für emotionale Versorgung. Wir haben gesehen, daß sich die Frage in der Praxis der Frauen neu stellt: Wie weibliche Freiheit in einem veränderten Selbstbezug, in veränderten Beziehungszusammenhängen, die die bekannten Formen der Herrschaft verlassen und weibliche Autonomie gewähren, gelebt werden und entstehen kann. Wenn Frauen heute an ihren Beziehungswünschen trotz Kritik und radikalisierten Wünschen festhalten, dann können sie dies zwar in unterschiedlichsten Lebensformen realisieren, aber es bleibt die Crux: an ihrer primären Verantwortlichkeit für die Beziehungsseite hat sich qualitativ so viel noch nicht verändert.

Drücken sich in der weiblichen Praxis Kritik an dem herrschenden Geschlechterverhältnis und Ansprüche aus, nicht mehr einseitig und ausschließlich für die reproduktive Arbeit verantwortlich sein zu wollen, so ist verständlich, daß die mit dieser Arbeit identifizierten Anteile den konfliktuösen und widersprüchlichen Zündstoff darstellen. Chodorow²⁴⁾ hat gezeigt, wie in der geschlechtlichen Arbeitsteilung über das 'System des Mutterns' die Beziehungsverantwortung in die weibliche Psyche so integriert wird, daß sie Wunsch und Befriedigung darstellt. Durch die 'Exklusivität der Mutter-schaft' (Dominanz mütterlicher Fürsorge bei väterlicher Abstinenz) verbleibt das Mädchen an die präöipale Mutter lustvoll und verhängnisvoll zugleich gebunden: Bis ins Erwachsenenalter bleibt die primäre Identifikation mit der Mutter virulent vorhanden. Das schützt die Frauen zwar vor dem männlichen Schicksal, diese mit Gewalt verdrängen zu müssen, sie erhält sich ihre Beziehungsgebundenheit allerdings um den Preis eingeschränkter weiblicher Autonomie (Haß und Aggression der Mutter gegenüber sind abge-

wehrt). Als eine Art innere Notwendigkeit übernehmen dann die Frauen immer wieder wie selbstverständlich die Verantwortung für die Beziehungen, während die Männer sie aus der umgekehrten inneren Dynamik fliehen.²⁵⁾ Die aus dieser Beziehungsgebundenheit der Frauen entstehenden Ambivalenzen finden sich als Thematik in den verschiedenen Varianten weiblicher Praxis heute. Einerseits kann sie die Qualität eines Einwands haben, der produktiv den Mangel anzeigt, wenn z.B. Frauen nach längerer Erwerbstätigkeit sich emotional entleert und verarmt vorkommen, sie plötzlich stutzen und das berühmte: 'Das kann doch nicht alles sein' sich meldet. Sie bemerken dann, daß der Preis für die gewünschte gesellschaftliche Anerkennung der Verlust von elementaren Fäden zum eigenen Geschlecht ist. Kritisiert werden so Strukturen der gesellschaftlichen Öffentlichkeit, die auf der Abwehr mütterlicher Beziehungen beruht, Qualitäten dieser Beziehung wie Zärtlichkeit, Mitleid, Zuwendung verdrängt und eben: in die Exklusivität der Mutterschaft verbannt bzw. abgespaltet. Wenn Frauen sich dann an einem solchen biographischen Abschnitt des Lebens für ein Kind entscheiden, den begonnenen beruflichen (Karriere)Weg ganz oder teilweise aufgeben, dann kann sich darin der Mangel ausdrücken, in der beruflichen Sphäre die geschlechtliche Erfahrung verleugnen zu müssen, als Frau neutralisiert zu sein. Aber manchmal geht es dann zu wie auf einem Karussell, und es dauert nicht lange, daß der Einwand von der anderen Seite kommt: in der reproduktiven Verantwortung sich zu verlieren, keine öffentliche Existenzweise zu haben. Beide Formen der Ambivalenzbewältigung geben übrigens nahezu schon klassische Wege zur Frauenbildung ab, häufig von dem Motiv getragen, die Ambivalenz überhaupt als solche benennen zu wollen. Aber auch: um die eigenen Kriterien der Kritik an den Strukturen der Öffentlichkeit zu differenzieren, die bisher gültigen Kriterien der Anerkennung zu hinterfragen (und zwar in den beiden Formen: der Überbetonung entweder des beruflichen Erfolgs oder der Mutterschaft), ernstgenommen zu werden als Person, als Frau (ohne ideologische Überhöhungen und Verkürzungen). Auch finden wir bei den in den Interviews artikulierten Wünschen der Frauen, die diese an den Kurs herantragen, ihre Suche wieder, für solcherart strukturierten Ambivalenzkonflikt im Austausch mit anderen Frauen Lösungen zu finden. Je nachdem von welchem Zentrum her der Konflikt dominant ist, geht es um die Herstellung eines Gleichgewichts: als Frau Autonomie zu erlangen und gleichwohl die Beziehungsverbundenheit zu wahren. In diesem

Zusammenhang spiegeln die Antworten der Frauen typische Dilemmata der von Gilligan²⁶⁾ charakterisierten 'ethic of care' (Ethik der Anteilnahme) wieder. Nach der einen Seite wird die weibliche Autonomie als bedroht empfunden, das eigene Bedürfnis nach Beziehungen und Fürsorglichkeit nur als Selbstaufopferung leben zu können, am anderen Ende dieses Dilemmas führt das Wissen um diese Gefahr zur Unterordnung unter männliche Regeln und Gesetze. Das zeigt erneut die innere Impliziertheit der Frauen in die Schwierigkeiten bei der Suche nach Freiheit.

In diese Ambivalenzstruktur eingebunden ist auch die Tatsache, daß Frauen an der Realisierung ihres Kinderwunsches festhalten, während sie aus der Kritik am Geschlechterverhältnis die Beziehungen zu den Männern (Vätern) lösen (was wie gesagt sich u.a. im steigenden Anteil alleinerziehender Mütter zeigt). Hier kann eine Gefahr darin liegen, daß sich zunächst einmal die inneren Strukturen, die das herrschende Geschlechterverhältnis absichern, verstärken, sollten sich so die Konflikte um die allmächtige frühe Mutter potenzieren. Auf der sozialen Ebene wird sich diese Gefahr in dem Maße entschärfen, in dem es gelingt, neue soziale Netze zu entwickeln, die in ihrer Funktion und Stabilität denen des traditionellen Verwandtschaftssystems nahekommen. Auf der psychischen Ebene wird es von dem Grad innerer und äußerer Freiheit der Mütter abhängen, ob das weibliche Entwertungsdrama an Bedeutung verliert.

Wir wollen jetzt wieder einige Teilnehmerinnen sprechen lassen, die in ihrer unterschiedlichen Praxis und Lebensgeschichte in eine solche Ambivalenzstruktur eingebunden sind und die ein Ausdruck dafür sind, wie in der Gesellschaft das weibliche Verlangen nach einer authentischen Sprache sucht.

Frau A. hat nach langjähriger Erwerbstätigkeit in einer karriereträchtigen Position vor 3 Jahren nach der Geburt ihres Kindes diese aufgegeben. Diese Entscheidung traf sie wegen der Versorgung des Kindes, aber auch aus einer Kritik an ihrer Erwerbstätigkeit. "...Also das war ne ziemlich interessante Arbeit. Hab zum Teil aufgehört sicher wegen dem Kind, aber auch weil gewisse Arbeitsinhalte und Firmen-, innerbetriebliche Strukturen, die auch viel mit Männern zu tun haben, nach der ersten Euphorie, tatsächlich geworden zu sein und das ein bißchen ausgekostet zu haben, so mit Auslandsreisen und mit all den Dingen, wo man denkt, naja, kommst du als Frau

ja doch nicht ran, und dann hastes gemacht. Und dann haste auch mal wieder Zeit gehabt, drüber nachzudenken. Und dann haste festgestellt, so toll ist das gar nicht.“(S.1)27) Bezogen auf ihr Verhältnis zu sich und anderen Frauen: “Ich hab durch meinen Beruf ein bißchen manchmal sogar stark eine Maske haben müssen. Man muß sehr konzentriert sein, d.h. ich konnte mich weder sehr stark auf mich selber einlassen, noch auf andere Frauen.“ (S.9)

Auf diesen beiden Ebenen schildert sie ihre Erfahrung mit der Mutterschaft als Bereicherung, die auch zu anderen Ansprüchen an eine eventuell in Zukunft anvisierte Berufstätigkeit geführt hat. Gleichzeitig können sich in ihrer Lebenssituation als Mutter und Familienfrau viele andere Wünsche nicht verwirklichen. Es ist die schon weiter vorne zitierte Frau, die einen Kurs in der Frauenschule besucht, “weil ich mich isoliert fühlte, weil ich qualifizierte Gespräche vermißt habe, weil ich gelesen habe, viele Fragen habe und irgendwie mich so im Kreis gedreht hab und ganz einfach so’n bißchen raus wollte mit den Sachen.“ (S.4) “Ich hatte gehofft, daß ich Frauen treffe, die im Moment auch dasselbe Interesse für die Themen haben, weil in meinem Bekanntenkreis z.B. die Frauen durch das Kinderbekommen sich ein bißchen arg isoliert haben. Und ich dann irgendwie die Fragen, die ich hatte, so immer im Monolog bringen mußte.“ (S. 2) Das sind das “Rumwurschteln“ und die Beschränkung der eigenen spontanen Aktivitäten, die Suche und die Schwierigkeit in ihrer sozialen Umgebung mit anderen Frauen darüber zu diskutieren, “aber die haben sich besser arrangiert.“ Und die Gewißheit: “Für mich war das nicht zu übernehmen.“ (S. 8)

Ihr mit der Mutterschaft verbundenes neues Wissen um “mehr Gemeinsamkeit“ und Beziehungsgebundenheit, das, wie sie es empfindet, ’kollidiert’ mit den in der Erwerbstätigkeit gemachten Erfahrungen, immer “soviel allein gemacht und geschafft, immer mich so auf mich selber verlassen“ (S. 18), hat, wie gesagt, zu veränderten Ansprüchen an die Erwerbstätigkeit geführt. In welcher Form diese zu verwirklichen sind, das ist ein Problem. “Ich würde sehr gerne etwas außer Haus machen. Ich weiß schon seit längerer Zeit nicht genau, was ich da machen soll. Weil ich nicht genau das machen möchte, was ich vorher gemacht hab.... Eigentlich versuche ich herauszufinden, was ich machen kann.“ (S.5/6)

In diesem ’Herausfinden’ drückt sich der Wunsch aus (und die Schwierigkeiten), ihr Selbst, ihre Ansprüche, sich in allen Bereichen entwickeln bzw. realisieren zu können. Letztlich will sie dem Dilemma weiblicher Existenz ent-

gehen, die Beschränkung des einen (intellektuelles Ungenügen, soziale Isolation) nicht lediglich gegen die des anderen Bereichs auszutauschen. So ist es ihre Überzeugung, Anspruch auf mehr zu haben, wenn sie ihre Suche (in der ein Kursbesuch sie unterstützt) formuliert: “Rauszufinden, was ich will und das dann auch zu tun. Das ist ein Ziel. Nicht stehen zu bleiben. Was aus meinem Leben zu machen, weil ich jetzt Jahre so’n bißchen stehengeblieben bin. Mehr aus meinem Leben zu machen.“ (S. 16)

Frau B. hat schon vor der Geburt ihrer Tochter ihre Erwerbstätigkeit aufgegeben, um nochmal eine erneute Ausbildung (Studium) zu beginnen. In dieser Zeit wurde sie Mutter und hat nun nach ihrem dreijährigen ausschließlichen Hausfrauen- und Mutterdasein halbtags einen Heimarbeitsplatz angenommen. Eine Entscheidung, die sie früher “bestimmt total abgelehnt hätte“ (S. 4), nun aber, in ihrer Situation, einen Kompromiß eingegangen ist, um ’beiden Seiten’ ihrer selbst, ihren Bedürfnissen nach Versorgung, nach (insbesondere auch finanzieller) Unabhängigkeit und geistigen Anforderungen (“Wo ich mich mit dem Kopf dahinterklemmen kann“ S. 14) wenigstens teilweise gerecht zu werden. Daß dies eine beschränkte Form ist, das ist ihr klar, die sie aber trotzdem einem diffusen ’Warten’ vorzieht, in unbestimmter Zukunft bessere Lebensbedingungen zu haben. Es ist dann auch eine der weiter vorne schon zitierten Frauen, die mit ihrem Wissen um den Mangel weiblicher Existenz in der ihr möglichen Weise an ihren Ansprüchen festhält: “Mir ist ziemlich klar geworden, daß ich jetzt im Moment wirklich ein Leben mit ziemlich vielen Kompromissen lebe. Es ist im Moment schwierig, weil ich alles unter einen Hut bringen will. Kind, Arbeit und tausend andere Sachen. Aber trotzdem sehe ich im Moment keinen anderen Weg, das zu machen. Ich bin trotzdem zufriedener, als wenn ich jetzt sagen würde, ich habe überhaupt keine Arbeit. Dann bin ich eigentlich unzufriedener. Obwohl ich ne Arbeit mit tausend Kompromissen eingegangen bin, ist es mir lieber als noch Jahre zu warten, bis ich was anderes gefunden habe. Der Kompromiß erscheint mir im Moment für mich persönlich eher tragbar als das Warten auf das Optimale.“ (S.12)

Aber nicht ohne Hader erlebt sie ihren Kompromiß auch als Selbstbeschränkung, eine Selbstbeschränkung, die nach der Seite des Kindes hin dann doch wieder keine ist, sondern hier einen Wunsch ausdrückt, zur anderen Seite hin, der ihrer Ausbildung, aber eine Entwicklung begrenzt: “Wo ich

aber vorher schon für mich klar hatte, daß ich eigentlich eins wollte (ein Kind). Hatte dann eigentlich immer vor, das Studium fertig zu machen...Ich hab' immer den Anspruch gehabt, ich mach's fertig, hab' aber gesehen, ich kann's nicht im Moment. Das ist ne Sache, wo ich mit mir selber noch immer am hadern bin und mich auch nicht exmatrikulieren mag, weil ich denke, ich mach's noch.“ (S. 15)

Im Zentrum ihrer Suche steht, für sich selber Raum zu behalten – unabhängig vom Kind, der Arbeit, dem Ehemann. Dafür steht der Kursbesuch bzw. die Kursbesuche. “Es ist wirklich mehr dieser alltägliche Lebenswandel. So, wie du an die Dinge rangehst...Es hängt bestimmt mit den Kursen zusammen, daß ich ein Stückweit gelernt habe, zu mir selber 'Ich' zu sagen, also nicht immer so zurücknehmen, sondern auch eigene Bedürfnisse auszudrücken.“ (S.3) “Ich suche was für mich, ich will was lernen.“ (S.11) “Wobei mir das Zeitbeanspruchen für mich selber mit den Jahren, wo ich gelernt hab, daß es mir zumindest leichter fällt. Daß ich eher einfach sag, ich mach das jetzt, ohne lange rumzufragen, könnte ich vielleicht und so.“ (S. 13). Wir sehen auch hier, wie dieser Anspruch dem eigenen Selbst gegenüber eingebunden ist in ein komplexes Verlangen – in ein hohes Anspruchsniveau sich selbst und der Gesellschaft gegenüber, in der es sich jedoch nicht verwirklichen kann – wenn B. sich wünscht: “Wirklich so alles unter einen Hut zu kriegen, Zeit für mich zu haben, beruflich zu arbeiten, Zeit fürs Kind zu haben, Kontakt zu Leuten zu haben, mit denen ich mich gut versteh.“ (S. 15)

C. ist geschieden, alleinerziehende Mutter eines schon etwas älteren Kindes und halbtags in einer ihrer Ausbildung nicht entsprechenden Stellung. Ihr früherer Lebensplan konzentrierte sich auf berufliches Fortkommen, eine mögliche Mutterschaft war nur unter der Bedingung vorstellbar, daß der Mann kräftig arbeitsteilig mithilft. “...ich davon ausgegangen bin, ich hab' die Sachen so im Griff.“ (S. 16) Vor diesem Hintergrund wird die Mutterschaft als biographischer Einschnitt erlebt, zumal ihr Festhalten an der Erwerbstätigkeit die Scheidung zur Folge hat. C. sieht sich so mit der 'Normalexistenz' einer Frau konfrontiert, “ich diese ganz einfache Normalität erlebe“ (S. 19), eine Situation, in der sie lernen muß, ihre Ansprüche als Frau zu formulieren... “Da bin ich unheimlich eingebrochen. Aber ich hab es langsam kapiert, was da für Zwänge plötzlich auftreten. – ... es hat meinen Lebensplan umgeworfen.“ (S. 15) Der für sie wichtige biographische Einschnitt

führt sie auch in die Frauenschule, als sie erkannte, “daß mein Problem eigentlich ein Frauenproblem ist.“ (S. 20) Die Erkenntnis um die sexuelle Differenz verändert ihre Erfahrung mit der Welt, ihre Wahrnehmungen den Dingen gegenüber, ihren eigenen Vorstellungen und Ansprüchen. “Ich bin erstmal an dem Punkt, wo ich mich frage, welche Ziele ich eigentlich verfolgt hab, und ob das eigentlich wirklich meine Ziele waren. Ich kann nicht sagen, ich hab jetzt ein ganz konkretes Ziel. Mein Ziel ist im Moment eigentlich, rauszufinden, was ich eigentlich will. Beruflich hatte ich mal bestimmte Ziele, die hab ich nicht erreichen können. Im Moment ist für mich die Frage, ob das mir überhaupt noch so wichtig ist. Beruflich weiterzukommen und auch unter welchen Bedingungen.“ (S.13) 'Unter welchen Bedingungen'; das sind die Einschränkungen des jetzigen Jobs, die geringen Qualifikationsanforderungen, die Notwendigkeit, kompromißbereit zu sein, weil es flexible Arbeitszeiten gibt. Aber es ist auch 'abgetrotztes Recht', ein Festhalten an Ansprüchen, was allerdings zu dem Bruch in der Beziehung führte. “...auf der einen Seite ist es auch was, was ich mir abgetrotzt hab. Denn über diesen Wunsch, zu arbeiten, ist auch diese Beziehung, die ich hatte, auseinandergebrochen. Auf der anderen Seite hab ich auch gesehen, unter den Bedingungen, unter denen ich arbeiten kann, gibt es nur ein beschränktes Angebot, nicht das, was ich mir wünsche.“ (S. 14)

Das Problem ist, an den Ansprüchen in nur eingeschränkter Form festhalten zu können und dabei trotzdem nach allen Seiten Ungenügen zu produzieren, sich selbst gegenüber, dem Kind, dem Beruf. “Das bedeutet halt, sich entscheiden zu müssen und dann das ewige Problem: Entweder ich laß Z. von anderen Leuten erziehen und kann mich ihr nicht widmen und betreibe halt mein berufliches Fortkommen. Ich werde immer mit 'nem schlechten Gewissen leben müssen. Das ist das Problem.“ (S. 16)

4. Beziehung unter Frauen

Ich habe weiter vorne in Anlehnung an die Mailänderinnen²⁸⁾ gesagt, daß ich die Frauenschule als eine Institution, einen weiblichen Bezugsrahmen begreife, in dem sich die Wünsche und Ansprüche der Frauen in der Gesellschaft repräsentieren. Wir wollen uns dies im Verhältnis der Teilnehmerinnen untereinander und in ihrer Beziehung zur Kursfrau ansehen. Dabei kommen

wir nochmals auf das von den Italienerinnen entwickelte Konzept der Differenz zurück. In ihrer Geschichte der italienischen Frauenbewegung haben sie eindrucksvoll anhand der Entwicklung der eigenen Gruppe jene qualitative Wende im Denken und Handeln geschildert, die sich mit der Erkenntnis um die Differenz unter Frauen vollzog. Sie haben dabei den für den feministischen Diskurs wie letztlich für jede länger arbeitende Frauengruppe typischen Prozeß analysiert, der irgendwann einmal in Langeweile und Stagnation endet, weil die Differenz unter den Frauen nicht erscheinen darf, ihr gemeinsamer Bezugspunkt die Gleichheit ist, ihre auf Unterdrückung und gesellschaftliche Inferiorität eingeschränkten Erfahrungen. Können Frauen sich in ihren Beziehungen untereinander in der Gesellschaft nur als Gleiche begegnen, dann bleibt jener andere Teil, 'Mehr'²⁹⁾ zu wollen, stumm und unsichtbar. Das Konzept der Differenz, die Anerkennung und Wahrnehmung der sexuellen Differenz in der Praxis der Frauen, bedarf jedoch – so die Italienerinnen weiter – einer spezifischen weiblichen Vermittlungsstruktur, anderenfalls verbleibt die Disparität der Frauen nur in den bekannten Formen weiblicher Konkurrenz. "Das Benennen der Ungleichheit macht es notwendig, einen Horizont zu entwerfen, der das Ungleichgewicht erfaßt, ohne aus dem Gleichgewicht zu geraten. Solange das erfaßte Ungleichgewicht nur das zwischen Mann und Frau war, war der Horizont neutral. Ein neutrales Recht erlegte den Frauen auf, sich miteinander zu konfrontieren und versprach ihnen, sie den Männern gleichzustellen. Das führte dazu, daß die weibliche Erfahrungswirklichkeit in sich selbst gefangen blieb, daß sie keine Umsetzung erfuhr."³⁰⁾

Im Gleichheitsbezug erscheint das eigene Geschlecht als Neutrum oder in den hinlänglich bekannten Mustern der Entwertung des Weiblichen, wie es in der herrschenden symbolischen Ordnung repräsentiert ist. Zu dieser Konstellation kultureller Verortung gehört es nicht, daß Frauen sich in der Gesellschaft aufeinander beziehen. Das ist nicht nur anrüchig und weckt den 'Verdacht' der Homosexualität, sondern es 'lohnt' sich quasi auch nicht, hat keinen Wert. Diesen verleiht erst die Identifikation mit dem Träger der Macht, die Frauen befinden sich so wieder im herrschenden Geschlechterarrangement.

Dagegen: "Einer anderen Frau im gesellschaftlichen Rahmen Autorität und Wert zuzuschreiben, bedeutet, sich selbst, den eigenen Erfahrungen, dem eigenen Begehren Autorität und Wert zu verleihen."³¹⁾ So können sich in

der Autorität einer anderen Frau die Ansprüche, Pläne und Suche der Frauen vermitteln, sie werden in Bezug auf die geschlechtlichen Erfahrungen benennbar, erhalten in dieser Struktur Legitimität. Eine solche, durch weibliche Autoritäten symbolisierte Vermittlungsstruktur meint nicht jenen von M. Schuller³²⁾ zurecht kritisierten Typus von Autorität, die dem Mythos großer Persönlichkeiten, dem männlichen Personenkult nachgebildet ist: Im Unterschied zu diesem, der vorgibt, den kulturellen Mangel der Frauen schon ersetzt zu haben (die Persönlichkeiten der Frauenszene, die kritiklos beklatscht, alle Fragen richtig beantworten, keine Einwände mehr provozieren) meint das hier vorgeschlagene Konzept weiblicher Autorität (Affidamento) die Möglichkeit, die sexuelle Differenz in der Beziehung zu anderen Frauen erfahrbar zu machen, den Mangel als einen wirksamen Stachel zu erleben, der ermutigt, antreibt, Hemmungen zu überwinden, eben dazu provoziert, mit den eigenen Ansprüchen über den Mangel hinauszugehen. (Wir kennen übrigens alle das anregende Gefühl, z.B. bei öffentlichen Auftritten eine Frau zu erleben, die ihr Geschlecht nicht verleugnet in Sprache und Gestus. Im Vergleich zu der Scham, die einen befällt im Angesicht weiblicher Repräsentantinnen, die sich hinter scheinbar neutralen oder männlichen Attitüden verbergen.) Demgegenüber kennen wir die Gefühle von Fremdheit, die Blockaden und Überangestrengtheiten, wenn Frauen versuchen, Anerkennung über eine Angleichung/Unterordnung ans Männliche zu erhalten. Ohne jetzt auf weitere Gedanken und Implikationen dieses Konzepts des Affidamento einzugehen, finden sich eine Reihe Anregungen für das hier zur Diskussion stehende Verhältnis der Teilnehmerinnen der Frauenschule zu der Kursfrau bzw. den anderen Teilnehmerinnen.

Daß die Ansprüche der Teilnehmerinnen, ihre weiblichen Erfahrungen und Wünsche, in einem Kurs sich ausdrücken und zirkulieren können, ist demnach eine Frage der Möglichkeit, inwieweit die Differenzen unter den Frauen überhaupt erfahrbar werden, die Frauen sich gegenseitig in ihrer Unterschiedlichkeit wahrnehmen und akzeptieren. Wenn wir an die Erfahrungen im Kursgeschehen denken, dann gibt es hierfür eine Reihe Blockaden. Das Motiv, einen Kurs in der Frauenschule zu belegen, ist, wie wir ja schon gesagt haben, wesentlich mit dem Wunsch verbunden, 'andere Frauen zu treffen, die die gleichen Erfahrungen haben', 'endlich mal als Frau unter Gleichgesinnten', also an den Wunsch nach Gleichheit. In diesem Wunsch drückt

sich das Verlangen aus, sich mal nicht – wie 'draußen' in der Gesellschaft – fremd zu fühlen, die Gleichheit des Geschlechts garantiert Sicherheit, das sich Beziehen auf andere Frauen in dieser Form mildert zudem die diffuse Angst vieler Frauen, wenn sie das erste Mal in ein Frauenprojekt gehen (in ein Frauenprojekt zu gehen, ist durchaus auch heute immer noch nicht das Selbstverständlichste).

Häufig in Form eines Eingangsrituals beziehen sich dann die Frauen insbesondere zu Beginn eines Kurses in ihrer Gleichheit aufeinander. Das ist, wie gesagt, einerseits verständlich, führt aber, wenn im Verlauf des Kurses an dieser Beziehungsstruktur unter den Frauen nichts anderes aufbricht, zu Starrheit und Stagnation. Eine dominante Gleichheitsstruktur während des Kurses kann Abwehr signalisieren: Gefühle von Neid und Konkurrenz bestimmen dann unterschwellig die Beziehungen untereinander. Über die Gleichheit hinausgehende Wünsche und Bedürfnisse von einzelnen Frauen, andere Ideen und Meinungen dürfen nicht erscheinen bzw. wenn sie sich artikulieren, werden sie von den einzelnen Frauen als Ablehnung ihrer Person empfunden. Eine für Frauenkommunikation typische Struktur: Widerspruch, Kritik, Anderssein und -denken wird als persönliche Ablehnung erfahren, die Alternative ist häufig Akzeptieren oder Ablehnung. Dazwischen gibt es die Stummheit (meistens gibt es bei einer solchen Struktur im Kurs immer die stummen Frauen). Typisch auch ist dann Konsensproduktion und eine schnelle Einigung (z.B. auf den Opferstatus) – ein im eigentlichen Sinn produktives Arbeiten kann sich kaum entwickeln.

Abgewehrt werden aber auch eigene Entwertungsgefühle, wenn z.B. Differenzen in der Lebenspraxis der Teilnehmerinnen zum Gegenstand von Diskriminierung gemacht werden. Als Beispiel hierfür erwähnen wir hier das Beispiel der erwerbstätigen Frau, die sich gegen die 'Nur-Hausfrau' entwertend absetzt. (Wie wir überhaupt in den Kursen und Diskussionen manifest und latent mit allen Bildern von entwertender Weiblichkeit, wie sie in der herrschenden symbolischen Ordnung vorhanden sind, konfrontiert werden.) Aber es kann durchaus auch der Fall sein, daß unter den Frauen im Kurs die Differenz benannt wird und erscheint, nur: Das wird nicht bedeutsam, ist beliebig, verpufft in einem Pluralismus. Dabei rührt häufig der fehlende Mut, bedeutsame Unterschiede im Wunsch nach Freiheit zu benennen, aus einer weiblichen Tradition, die die Unterschiedlichkeit sehr wohl kennt, sie aber im privaten Erfahrungsaustausch bedeutungslos ver-

schwinden läßt. Das sind die der weiblichen Praxis innewohnenden quasi 'naturwüchsigen' Formen des sozialen Umgangs: Nicht nur der Kaffeeklatsch, auch die verschiedenen Formen gegenseitiger Hilfe und Unterstützung, in der die Differenz in der unterschiedlichen Handhabung dieser und jener Arbeit, im differenten Ausmaß und Umgang mit dem Frauenleid erscheinen darf (die Differenz wirkt eher als Beruhigung, denn als Antrieb). Diese Formen der Praxis der Frauen repräsentieren sich aber nicht auf der Ebene der Gesellschaft, im öffentlichen Raum verlieren sie ihren Wert: nicht zuletzt durch die Frauen selbst, die ihnen hier keinen mehr zusprechen.

Die Chance, diese Prozesse des Kursgeschehens zu verstehen, sie benennen und ihnen einen bewußten Ausdruck verleihen zu können, ist nicht unwesentlich eine Frage der Kompetenz der Kursfrau, wobei hier eine Rolle spielt, daß sie neben ihrem Wissen auch das Interesse hat, den Teilnehmerinnen des Kurses Autorität zuzusprechen, d.h. eine Offenheit mitbringt, die eigenen Wünsche nach Veränderung zumindest potentiell in anderen Frauen des Kurses repräsentiert zu finden. Abhängig ist diese Chance aber auch von dem Grad der Verantwortung, den alle Frauen bereit sind, für ihr Geschlecht zu übernehmen, für ihre Bedürfnisse und Ansprüche, in der Gesellschaft anerkannt zu sein.

Werfen wir jetzt nochmals einen Blick in die Interviews, um zu sehen, wie sich hier die Erwartungen und Bedürfnisse der Frauen im Verhältnis zu den anderen Teilnehmerinnen und zu den Kursfrauen artikulieren. Die Motive der Frauen, einen Kurs in der Frauenschule zu besuchen, haben wir gesehen, verbinden sich mit der Suche nach Gleichheit: die eigene Lebenssituation, das Problem, die Krise, das interessante Thema, die bestimmte Fragestellung gemeinsam mit anderen Frauen zu besprechen, zu diskutieren und zu bearbeiten, mit Frauen, 'die in der gleichen Situation stecken', 'im Moment dasselbe Interesse für die Themen haben', die 'gleich denken'. Die Suche nach der Gleichheit der anderen Frauen will spezifische Formen des Mangels beheben und für die eigenen Erfahrungen, das eigene Denken einen vergleichenden Horizont finden, in dem sich identifizierend wiedererkannt wird. Die Isolation der Frauen, ihre – wenn man so will – kulturelle Einsamkeit, wird häufig erst dann richtig spürbar, wenn traditionelle Arrangements verlassen oder infragegestellt werden. Aber es ist nicht nur unbedingt soziale Isolation, warum die Frauen die geschlechtliche Gleichheit suchen (gehäuft ist dies jedoch bei den älteren Frauen der Fall. Hier sei en passant erwähnt,

daß es meistens die Töchter sind, die ihre Mütter für die Kurse interessieren, sie unterstützen und drängen, dort hinzugehen), sondern nicht selten sind es Formen geistiger Isolation: 'im Vergleich zu Bekannten anders denken', 'kritisch zu sein', eine Art Fremdheitsgefühle der Welt gegenüber, ohne einen Austausch darüber zu haben. Hier der eigenen Weltsicht und dem Denken Wert verleihen zu wollen, indem ich mich in der anderen Frau/vielen anderen Frauen wiedererkenne, wird mit Wünschen (und der Erfahrung) verbunden, 'Mut zu bekommen', 'neue Kraft'.³³⁾ Sehen wir uns die Geschichten der Frauen näher an, so verstehen wir, daß häufig ein 'ich war so froh, hier Frauen zu finden, die gleich denken', eine Erfahrung meint, die eigene Differenz im Kurs verstärkt zu bekommen: Wenn z.B. eine Frau in einen Kurs über Hannah Arendt geht, weil sie sich schon längere Zeit mit dieser beschäftigt, aber in ihrem Freundeskreis niemand an einer Auseinandersetzung mit einer solchen 'komplizierten Autorin' interessiert ist; oder wenn eine Frau in einen Kurs über 'Frauenkarriere' geht, weil sie einerseits den festen Wunsch verspürt, beruflich aufzusteigen, andererseits ihre Kritik an den beruflichen Strukturen, die diesen Wunsch ständig durchkreuzen, nirgendwo artikulieren kann. Insbesondere wenn sie sich auf die Erfahrungen in den Kursen beziehen, überschreiten die Wünsche der Teilnehmerinnen den Gleichheitsbezug. Es sind nahezu alle Interviews durchziehende Wünsche, Ansprüche und Erkenntnisse, die sich als 'ein Weiterkommen' formulieren, eine 'Bereicherung für's Denken und Handeln', 'mit neuen Ideen, Denkrichtungen und Sichtweisen konfrontiert zu werden', 'neue Pläne entwickeln'. Hier finden wir also eine Bewegung, die für Neues und Differentes offen ist, in die Breite drängt, angefüllt mit neuem Wissen und Erfahrung und die in Bezug gesetzt wird mit der Konfrontation des Anderen, den anderen Teilnehmerinnen. Ein Bezug, so können wir jetzt in Anlehnung an die Italienerinnen sagen, der seine Struktur und Dynamik aus der geschlechtlichen Identität bezieht. Oder, wie es eine Teilnehmerin formuliert: "Weil ich mich immer frage, was bin ich für ne Frau und was für ne Frau möchte ich sein. Weil das immer auch mit reinspielt, wenn ich mit anderen Frauen zu tun habe. Rein äußerlich, daß ich mich frage, gefällt sie mir oder nicht, lehne ich es ab oder sonst, akzeptiere ich das oder finde ich das toll, würde ich auch gerne so sein? Aber auch inhaltlich, was hat sie für eine Einstellung, was versteht sie unter Frau?" (S1/88, S. 8) Ein Abchecken, das nach dem Mehr der eigenen Existenz sucht?

Für Theorie und Praxis der Frauenbildung wird bekannterweise das 'soziale Interesse' der Frauen (nach sozialem Kontakt, andere Frauen kennenlernen, über den Kurs hinaus Kontakte schließen, Gespräche führen) neben der inhaltlichen Orientierung als gleichgewichtig für die Motivation angesehen.³⁴⁾ Auf der Folie des oben diskutierten Ansatzes können wir in diesem Interesse eine spezifische Ausprägung erkennen. Es läßt sich verstehen als die Suche, die eigenen Ansprüche an Weiterdenken, Weiterkommen, an Veränderung in einem weiblichen Bezugsrahmens repräsentiert zu finden: um sie so überhaupt erst richtig kennenzulernen, ihnen eine Form und einen Ausdruck zu geben, Legitimität und Wert zu erfahren. Stachel für diese Erfahrung ist dann die geschlechtliche Differenz. "Ich lese gerne, deshalb gehe ich in den Literaturkurs und habe festgestellt, daß ich total anders lese als andere Frauen. Die Art, wie andere Frauen lesen, Texte aufnehmen und Gedichte, die mich bisher nie interessiert haben. Oder wie denken die über die Wolf, Cassandra. Das hatte ich vorher nie gelesen, weil die Art von Literatur mich nie interessiert hat. Plötzlich merke ich, das interessiert mich. Ich habe die Anregung wahrscheinlich gesucht, ohne es zu wissen." (G3/88, S. 4) "Es hat so einige Aha-Erlebnisse gegeben, indem ich auf Frauen gestoßen bin, die radikal ne total andere Meinung vertreten haben als ich, und in den Streitgesprächen mit diesen Frauen ich gemerkt hab, daß ich vielleicht jahrelang nicht konsequent genug gedacht hab." (G 4/87, S. 6) Daß die Beziehungen unter den Frauen in einem Kurs eine solche Qualität erhalten, in einem solchen Sinn spannend werden, sich Differenz produktiv entfalten kann und nicht zum Störfaktor entwickelt, das sehen die Frauen an einen bestimmten Kontext gebunden: die Atmosphäre im Kurs, in der Frauenschule generell, die Offenheit, Toleranz und Akzeptanz, ein unhierarchischer Beziehungszusammenhang. Wenn auch keine Garantie dafür, daß sich die Wünsche der Frauen gegenseitig potenzieren, so stellt diese Atmosphäre in der Wahrnehmung der Teilnehmerinnen eine wichtige Voraussetzung dar – diese charakteristische Atmosphäre wird im übrigen gerade im Vergleich zu anderen Institutionen der Erwachsenenbildung als besonders beschrieben. Ein öffentlicher Raum für Frauen, der eigene Gestaltungsmöglichkeiten eröffnet.

In den Aussagen der Frauen über die Bedeutung der Frauenkommunikation, der Beziehung unter Frauen, finden wir Elemente des "affidamento" wieder. Von den Italienerinnen als ein Konzept politischer Praxis verstanden, kann

man den Kurs als eine Struktur verstehen, in der sich die verschiedenen Wünsche der Frauen nach öffentlicher Existenz, nach kultureller Identität und authentischer Sprache repräsentieren. Idealerweise können sich hier dann stumm gebliebene Ansprüche jeder Frau in der Autorität einer anderen vermitteln. Wechselseitig, zu verschiedenen Zeitpunkten, für unterschiedliche Ansprüche, in unterschiedlichen Aspekten.

In der Praxis der Kurse ist dieser Verweis aufeinander als ein wechselseitiges Spiel von Brauchen und Gebrauchtwerden, von gegenseitiger Anerkennung natürlich um ein Vielfaches gebrochen. Nicht nur durch die für Frauenkommunikation typischen Hemmungen und Blockaden, auch durch selbstverständliche Banalitäten wie Sympathie und Antipathie. Widerspenstig in diesem Zusammenhang kann dann gerade die Sehnsucht nach der geschlechtlichen Gleichheit sein: Sie ist belegt mit viel Illusionen von Harmonie, Meinungs- und Bedürfnisidentität, die Schwierigkeiten um die Anerkennung in der Differenz bleiben von daher befangen in abgewehrten Aggressionen und Ängsten.

Sie, die Differenz, sich produktiv entfalten zu lassen, verschiedene Meinungen aushandelbar zu machen, Streit nicht als persönlichen Angriff, sondern sachlich zu führen: Hierin wird eine wesentliche Aufgabe der Kursfrau gesehen. Von ihr wird erwartet, in Schwierigkeiten kompetent eingreifen zu können. Diese Kompetenz, eine Struktur herzustellen, die die Differenz unter den Frauen quasi aushaltbar macht, verleiht ihr in den Augen und Wünschen der Frauen Autorität. Die Ansprüche sind jedoch noch weitergehend: sachkompetent Impulse geben (zum Neuen anregen), neue Ansprüche stellen, die eigene Autorität nicht in einem hierarchischen Machtgefälle wirksam werden zu lassen, egalitäre Gesprächsführung ermöglichen, die gleichermaßen den Teilnehmerinnen und der Kursfrau Artikulationschancen einräumt, sich selbst nicht als Person anonymisieren, die eigene Alltagspraxis durchsichtig werden lassen.

Wenn wir abschließend einige Aussagen der Teilnehmerinnen über das gewünschte Verhältnis von Kursfrau und Besucherinnen eines Frauenbildungsprojektes zitieren, dann nehmen wir es gleichzeitig als ein Bild für eine weibliche Autoritäts-Struktur, in der sich die Ansprüche der Frauen nach Freiheit in einem Frauenprojekt herausbilden und artikulieren können: "Auf jeden Fall soll sie eine gewisse Autorität haben. Sie sollte sie aber auf

gar keinen Fall rauskehren und hemdsärmelig anwenden. Sie sollte eigentlich mehr Autorität dadurch haben, daß sie die Sache im Griff hat, und daß sie fachlich so gut in der Lage ist, uns zu leiten, daß wir es wiederum auch nicht erkennen, daß es eine Leitung ist, sondern daß sie mehr eine von uns ist. Das würde mir besser gefallen." (G1/87, S. 13) "Zu steuern, ein bißchen steuern. Sie soll auch aufgrund der Struktur sich mit ihren persönlichen Erfahrungen so einbringen, daß sie keine Grenze darstellt in ihrer Rolle." (dies., S. 13) "Ich denke, daß es die Frauen sein sollten, die sich mit einem Thema schon intensiv auseinandergesetzt haben, damit sie entsprechendes Hintergrundwissen haben, um einem Gespräch überhaupt ne Basis geben zu können. Dann ist es ... wichtig, Frauen zu motivieren und zu interessieren, dann .. weniger lenkend zu sein, sondern wenn die Kursteilnehmerinnen an nem gewissen Punkt angelangt sind, wo sie sich im Kreis drehen, durch Zusatzfragen nochmal hinweisen auf den Punkt, wo die Frauen vielleicht zu schnell drüber hinweg gegangen sind. Zu zeigen, warum das jetzt eine Sackgasse geworden ist. Also mehr ne unterstützende Funktion von einem ansonst selbständigen Gespräch unter Frauen. Wobei die Kursleiterinnen genauso am Gespräch teilnehmen wie die Teilnehmerinnen, daß sie sich nicht bewußt zurückhalten, aber auch nicht bewußt in den Vordergrund stellen ..." (G4/87, S. 13/14)

Anmerkungen

- 1) In dieses Kapitel gehen die Ergebnisse einer quantitativen Befragung von Teilnehmerinnen ein wie auch die der qualitativen Auswertung von Intensiv-Interviews mit ausgewählten Teilnehmerinnen. Es wurden jeweils 9 bzw. 10 Frauen in zwei aufeinanderfolgenden Semestern anhand offener formulierter Leitfragen befragt. Die Fragen bezogen sich auf die aktuelle Lebenssituation, Erwartungen an und Einschätzung von Frauenbildung, die Bedeutung von Frauenkommunikation, Vorstellungen von gesellschaftlichen Veränderungen. Die qualitativen Auswertungsergebnisse dieser Interviews fließen auch an den nicht explizit darauf hinweisenden Stellen in dieses Kapitel mit ein. Die Auswahl der Teilnehmerinnen erfolgte anhand der Angebotseinteilung: Gesprächsgruppen, Sachkurse, Bewegungs/Theaterkurse. Der Differenzierung der Teilnehmerinnen-

- struktur wurde ebenfalls versucht, gerecht zu werden, nach: Alter, sogenannten Familienstand, Tätigkeitsbereich, Ausbildung, Kinder. Ein weiteres Kriterium der Auswertung war die Häufigkeit von Kursbesuchen (das erste Mal in der Frauenschule, schon mehrmals Kurse in der Frauenschule besucht).
- 2) Insofern sind öffentliche Mittel zur Finanzierung dieser Institution nicht nur der Gesellschaft abgetrotztes Recht, sondern es vermittelt sich darin für die Frauen auch so etwas wie gesellschaftlicher Respekt.
 - 3) Libreria delle donne di Milano, Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin 1988
 - 4) Oder auch u.a. M.Schuller, Vergabe des Wissens..., in: Konkursbuch 12, Frauen und Macht, Tübingen 1984; Maja Nadig, Frauen in der Kultur – Macht und Ohnmacht, in: B.Schaeffer-Hegel (Hrsg.), Frauen und Macht, Berlin 1984
 - 5) M.Nadig, a.a.O., S. 284
 - 6) Libreria delle donne di Milano, a.a.O., S. 129
 - 7) Nicht nur in seinen historisch-spezifischen Ausprägungen, auch in einem existenziellen Sinn (die Geschlechterdifferenz kann nicht aufgehoben werden) läßt sich der Mangel nicht beheben. Ich beziehe mich im Zusammenhang mit den Wünschen und Motiven der Teilnehmerinnen der Frauenschule auf seine historischen Ausprägungen, wie er sich u.a. in der veränderten Lebenspraxis der Frauen, deren Widersprüchen, artikuliert.
 - 8) Libreria delle donne di Milano, a.a.O. S. 134
 - 9) Libreria delle donne di Milano, a.a.O. S. 117
 - 10) Bei der entsprechenden Frage in den Fragebögen "Wie oder von wem hast Du/haben Sie zuerst von der Frauenschule erfahren?" verteilten sich die Antworten in folgender Reihenfolge: 1. von Bekannten/Freundinnen, 2. über Zeitungen, 3. über Radio, 4. andere Institutionen (Stadt-bücherei etc.)
 - 11) Das hat jüngst Ulrike Schmauch in einer von ihr erstellten Studie über "Tendenzen des Wandels von Familien und Lebensformen in Hessen" nochmals eindringlich anhand statistischer Zahlen belegen können. Auch wenn diese Zahlen nur hessische Verhältnisse erfassen, so bestätigen sie bundesrepublikanische Tendenzen.
 - 12) So kamen z.B. auf 2 Familien 4 nicht-familiale Haushalts- und Familienformen – diese Zahlen sind im Bundesvergleich ähnlich.
 - 13) vgl. hierzu ebenfalls die Ergebnisse von Ulrike Schmauch, a.a.O.
 - 14) Immerhin auf statistischer Ebene auch ein Hinweis darauf, wie die Beziehungswünsche der Frauen in ihr Freiheitsstreben eingebunden bleiben. Bei den Männern sieht das Bild anders aus: Diese machen im Alter von 20-35 Jahren die Hälfte der Single-Haushalte aus.
 - 15) "Wir sind als Hausfrauen erzogen worden und müssen es heute mit der Welt aufnehmen. Das ist hart." Matirio, Spanische Sängerin, TV I. 10.88
 - 16) Die Ergebnisse des neuen Hite-Reports "Frauen und Liebe" lassen sich auf der historischen Folie der veränderten Ansprüche der Frauen ans Geschlechterverhältnis lesen: Die emotionale Unfähigkeiten und Abschottung des Mannes stehen zur Debatte. Respekt fordern die Frauen für sich, wenn sie die einseitige emotionale Versorgerinnenrolle mehr und mehr ablehnen und selber endlich wahrgenommen werden möchten mit ihren eigenen emotionalen Bedürfnissen. S.Hite, Frauen und Liebe, Darmstadt 1987
 - 17) In der Beantwortung der Fragen der Fragebogen und der Interviews, die auf die Wünsche nach einer veränderten gesellschaftlichen Praxis abzielen, dominiert dieses Muster: "Gleiche Rechte und Chancen, aber nicht wie die Männer werden". Eben Gleichheit in der geschlechtlichen Differenz.
 - 18) dem Wintersemester 1987 und dem Sommersemester 1988. Die Befragung war freiwillig – die Bögen konnten am Ende des Kurses ausgefüllt werden. Letzteres erklärt wohl auch die relativ geringe Antwortquote im Vergleich zur Gesamtteilnehmerinnenzahl zweier Semester (ca. 600), wie auch das Ergebnis, nach dem nur eine relativ kleine Gruppe von Müttern an den Kursen teilgenommen hat. Seit Gründung der Frauenschule sind immer wieder die Kursfrauen über die Lebenszusammenhänge der Teilnehmerinnen befragt worden – in den Teamsitzungen und über Protokolle zu den Kursen. Danach sind in der Tendenz mehr Mütter (auch von kleineren Kindern bis ca. 6 Jahren) unter den Teilnehmerinnen, als hier das Ergebnis der Befragung wiedergibt.
 - 19) Bezogen auf die Gesamtteilnehmerinnenzahl der Kurse in zwei Semestern können wir die Aussagefähigkeit der Daten als Tendenzen werten, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit bzw. Repräsentativität erheben. Das gilt erst recht für einen möglichen Vergleich bzw. eine Verallge-

- meinerung dieser Daten auf autonome Frauenprojekte generell.
- 20) ein Drittel, das nicht identisch sein muß mit der beinahe gleich großen Anzahl von Frauen, die angeben, z.Zt. nicht in festen (Liebes-)Beziehungen zu leben, da eine Kombination von Liebesbeziehung-Haben und Alleinleben für Frauen heute ziemlich üblich ist. Wir haben aber generell keine Korrelationen vorgenommen, um dies etwa auch zu überprüfen, weil wir N für zu gering halten.
 - 21) vgl. hierzu u.a. J.Benjamin, Die Fesseln der Liebe, in: Feministische Studien 4/85, oder auch den Ansatz von M.Erdheim u.a., Mann und Frau, Beiträge zu einer psychoanalytischen Theorie der Weiblichkeit, in: Befreiung zum Widerstand, Frankfurt 1987
 - 22) Für eine Kursfrau ist es wichtig (das macht ihr Wissen aus), die sich hinter dem Wunsch nach Eindeutigkeit und Opferbetonung verbergende Struktur zu verstehen und ihr doch nicht nachzugeben.
 - 23) Gerade in den Gesprächsgruppen ist dieser Wunsch nicht selten mit therapeutischen Erwartungen bei den Teilnehmerinnen verbunden. Selbsterfahrung, das CR der Anfangsstunde der Bewegung, wird heute bei den Frauen überwiegend therapeutisch konnotiert.
 - 24) N.Chodorow, Das Erbe der Mütter, München 1985
 - 25) Olivier argumentiert in ähnlicher Weise. Christine Olivier, Jokastes Kinder, Düsseldorf 1987
 - 26) C.Gilligan, Die andere Stimme, München 1984. Ein solches Gleichgewicht herstellen zu können, ist die oberste, d.i. die reifste Stufe in Gilligans Moraltheorie, die postkonventionelle Moral. Danach handeln Frauen in Verantwortung für sich selbst (die herrschende Ideologie bewertet dies als egoistisches Handeln bei Frauen) und üben Anteilnahme und Fürsorglichkeit für andere aufgrund selbstgewählter Entscheidung.
 - 27) Die Interviews sind selbstverständlich anonymisiert.
 - 28) Libreria delle donne die Milano, a.a.O.
 - 29) "Das weibliche Mehr bedeutet dasselbe wie auch der Begriff "irreduzible Differenz", d.h. das Frausein kann dem Mannsein weder untergeordnet noch angeglichen werden." Dies., a.a.O., S. 147
 - 30) Dies., a.a.O., S. 132
 - 31) Dies., a.a.O., S. 131
 - 32) M. Schuller, a.a.O., S. 21
 - 33) Also ein Impuls, der den Beginn der Bewegung der Frauen prägte: zu

- sehen, daß es anderen Frauen ähnlich geht, sich nicht mehr so alleine zu fühlen, neues weibliches Selbstbewußtsein zu erlangen. Auch wenn diese Begriffe heute nach fast 20 Jahren schon fast Stereotype geworden sind, denen man kaum noch glauben kann, geben sie bei der Suche der Frauen nach Veränderung durchaus auch weiterhin einen Rahmen ab.
- 34) Siehe u.a. Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen e.V./Frankfurter Frauenschule, Autonome Frauenbildungsarbeit, Dokumentation der bundesweiten Arbeitstagung "Autonome Bildungsarbeit mit Frauen" am 4./5.6.1983 in Frankfurt a.M., Frankfurt a.M. 1983

5.Kapitel Die Projektfrauen und die innere Dynamik des Projekts

Über das Begehren des Weiblichen ist vorne schon Vieles gesagt worden, und darüber, daß dieses Weibliche immer, wo es gesprochen wird, vom herrschenden Diskurs affiziert oder auch eingeschlossen ist. Diese Tatsache bekommt jedoch eine besondere Bedeutung da, wo es um das Projekt als Ganzes geht, um seine materielle Existenz und um die Phantasien und Wünsche der Frauen, aus deren Energie das Projekt sich speist.

Was immer 'öffentliche Anerkennung' genannt wird (und was natürlich von den Projektfrauen aller solcher Unternehmungen angestrebt wird), ist ja zunächst ganz ungeschönt nichts anderes als die Anerkennung durch den/in dem herrschenden Diskurs, von Erfolg haben wollen, Geld brauchen, Macht haben wollen. Dem steht aber gerade all das entgegen, was als Begehren des Weiblichen beschrieben worden ist: eben diesen herrschenden Diskurs zu erschüttern. Nun ist es aber, wie gesagt, schlechterdings unmöglich, diesen Diskurs so einfach zu verlassen oder gar etwas anderes an die Stelle zu setzen. Das Weibliche als Eigenständiges gedacht – das kann erst entstehen aus eben dieser Reibung, diesem Widerstreben, indem es versucht, sich zu sprechen, indem es den herrschenden Diskurs verwirrt, mit sich konfrontiert.

Die Projektfrauen sind also ständig dabei, gegen sich selbst anzugehen, sofern sie – als Organisatorinnen, Macherinnen, einer Verwaltungslogik unterworfen – selbst Vertreterinnen dieses männlichen Gesetzes oder der

(männlichen) Erfolgslogik sind, oder diese zumindest in ihnen und durch sie hindurch wirksam ist.

Das wirkt auf den ersten Blick kompliziert und ist es auch. An einigen Punkten läßt dieser Konflikt sich besonders deutlich darstellen: an der alltäglichen Arbeit (zwischen dem Wunsch, sie mittels Routine zu vereinfachen und dem, sie immer wieder zu verändern), an dem Verhältnis zu den Kursfrauen und an der Organisation des Projekts als Institution.

Das Projekt als Institution

'Institution' zu sein oder zu werden ist selbstverständlich ein Reizwort und umstritten in der Frauenszene (ebenso wie in der alternativen Szene), sofern es signalisiert, den gesellschaftlichen Regeln (dem herrschenden Diskurs, der Macht) zugeordnet/unterworfen und darin eingegliedert zu sein. Und natürlich wird in dem Zugeständnis, selber Institution zu sein, der Wunsch mitgedacht, diese in 'ganz anderer' Weise zu füllen und zu organisieren, als die Institutionen des Staates und der etablierten Verbände. Es entsteht hier (und das gilt wiederum für die Frauenschule wie wohl für die meisten vergleichbaren Projekte, auch im Alternativbereich) die Illusion, Institution sein zu können und doch nicht der Logik des herrschenden Diskurses/der Macht zu unterliegen, sich heraushalten zu können über eine nur äußerliche Anpassung, wobei die innere Struktur als (potentiell) unbehelligt gedacht wird von jener Logik, als integer, nicht hierarchisch etc.

Trotzdem erwachsen natürlich Konsequenzen aus der Herrschaft des Diskurses – nur werden diese, wenn als strukturierender Zwang nicht die phallische Logik gedacht wird, naheliegend auf die (langweiligen) Alltagserfordernisse zurückgeführt (wahlweise auch auf persönliche Querelen oder ähnliches): das tägliche Briefe-Eintüten, Telefonieren, Organisieren. Die individuelle Aneignung dieser Alltagspraxis (die Fähigkeit, sie rationell auszuüben und ihre Uninteressantheit zu ertragen) erscheint dann als derjenige Ort, der die Hierarchie hervorbringt. Es entsteht eine scheinbare Dissonanz zwischen äußeren (sachlichen) Zwängen und einer 'eigentlichen' Potenz der Gleichheit.

Neben dem (angenehmen) Effekt, die besagte öffentliche 'Anerkennung' zu beschaffen und die materielle Unterstützung (die ja existenziell notwendig

ist), die die Eingliederung in den Diskurs verspricht, dringt auf diese Weise gleichsam unerkannt dessen Logik ins Innere des Projekts (noch anders, als sowieso über die Köpfe der Frauen): als Logik der Abrechnungen, Buchführung und Verwendungsnachweise, als Effizienzlogik eines Geschäftsbetriebs, von Raumauslastung, dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage – kurz, in der Logik des Geldes.

Um das zu verdeutlichen: Wie stellt sich denn in dem vorne beschriebenen Widerstreit die Frage der Effizienz, nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage? 'Effizient' im materiellen Sinne und im Sinne der 'Logik als Geschäftsbetrieb' ist es, nur Kurse anzubieten, die möglichst voll werden (auch wenn das Thema nicht sonderlich wichtig erscheint oder gar dem eigenen Standpunkt widerstrebt), Veranstaltungsthemen danach auszusuchen, ob sie möglichst viele Frauen anlocken (und nicht danach, ob wir sie für spannend halten) etc. Aus der Perspektive des Weiblichen muß aber gefragt werden: effizient wofür? erfolgreich gemessen woran? In wessen Namen/Sinn oder Logik wird hier gesprochen und komme ich darin vor, ist das der Weg meiner Einschreibung in das Symbolische usw. (Ich behaupte nicht, daß es eine 'Regel' gibt, hier zu entscheiden.) Entsprechendes gilt für die Logik der Verwendungsnachweise und Abrechnungen. Öffentliche Mittel müssen "im Sinne des Verwendungszwecks sparsam" verwendet werden, das verlangt das Gesetz (hier in Gestalt der Hessischen Haushaltsordnung). Was ist "sparsam" in der Perspektive des Weiblichen, für den Wunsch, 'Frau' kulturell zu denken und zu veröffentlichen? Der Gesetzgeber, wie es immer heißt, sieht natürlich Kaffeetassen, Blumen und Kinderspielzeug nicht als notwendig an, um ein Frauen-Bildungsprojekt zu betreiben, ebensowenig Vor- und Nachbereitungszeiten für Kursfrauen, auch Zeit zum Nachdenken für die Projektfrauen (- überhaupt Zeit, Muße zu haben) gilt nicht als sparsam oder notwendig. Ein Frauenprojekt betreiben nach den Regeln des männlichen Diskurses? Regeln "organisieren die aktive Zustimmung ihrer Anwender zu der ihnen zu Grunde liegenden Lebensform. In der Freiheit zur konformen Deutung und Handlung konstituieren die Akteure selbständig die patriarchale Ordnung als Akt der Freiheit. .. Die Setzungsregeln stehen im Dienst der Ausgrenzungsregeln, denn die veröffentlichte Handlungsebene soll die Verständigung über abgewehrte Ansprüche verhindern."¹⁾ In 'wessen Namen' ist es also wichtig, daß in der Buchhaltung kein Pfennig fehlt (praktisch und faktisch ist es völlig gleichgültig. Ich schmeiße

den Pfennig in die Kasse und damit hat sich der Fall), nach welchem Sinn ist es notwendig, pünktlich, ordentlich, effektiv zu funktionieren, höflich zu sein, wo einem Ignoranz begegnet und die Maskeraden und Spiele mitzumachen: zum Termin im Ministerium im Kostüm und ohne Eselsohr im Antrag (würde das den Antrag schlechter machen?)?

Alle diese Regeln einzuhalten, heißt vor allem, dem herrschenden Diskurs zu unterliegen, der so große materielle Gewalt hat und solche Macht über die eigenen Gedanken und Handlungen. Einem Diskurs, der ja gerade auf meiner Ausschließung beruht (von Kohl bis Lacan), der "meinem Geschlecht etwas schuldig bleibt". Dem sich zu unterwerfen wider besseres Wissen und Wollen. "Ich bin eine Frau. Ich bin ein weibliches geschlechtliches Wesen. Ich bin weiblich geschlechtlich. Der Beweggrund für meine Arbeit liegt in der Unmöglichkeit, eine solche Aussage zu machen. Darin, daß deren Produktion irgendwie unsinnig, ungebührlich, unanständig ist. Sei es, weil *Frau* weder Attribut von Sein, noch *weiblich geschlechtlich* Eigenschaft von *Sein* ist, sei es, weil *bin eine Frau* nicht das Prädikat von Ich ist oder weil *ich bin geschlechtlich* das weibliche Genus ausschließt. Anders gesagt: die Artikulation der Wirklichkeit meines Geschlechts ist im Diskurs unmöglich, aus einem stukturrellen, einem eidetischen Grund. Mein Geschlecht ist, jedenfalls als Eigentümlichkeit eines Subjekts, dem Funktionieren der Prädikation, die die Kohärenz des Diskurses gewährleistet, entzogen."²⁾

Es fragt sich (ich frage mich), ob es denn also eine Institution geben könnte, ob sie zumindest gedacht werden kann, die anderen Regeln folgt, eine andere Struktur aufweist – eine weibliche Institution? Ich stelle diesen Überlegungen ein Zitat von Hélène Cixous voran über die unterschiedliche 'Bauweise' von männlichen Texten und einem Text aus Weiblichkeit (was nicht unbedingt gebunden ist an eine empirische Frau), weil mir diese Beschreibung durchaus über das Schreiben hinaus verallgemeinerbar zu sein scheint und sinnfällig machen mag, wohin die gestellte Frage weist.

"Ein männlicher Schriftsteller, der von einer Konstruktion aus produziert, braucht zuerst einmal einen Plan wie ein Architekt, der danach baut (sich dran hochzieht, erigiert), ein Denkmal zur Erbauung also. Das schließt das Unbewußte nicht aus; aber wenn man so arbeitet, dann gibt es wirklich etwas im Körper, das ganz und gar gestört ist, da hat man dann die 1000 Sklaven der Pyramide, d.h. man gehorcht dem Konstruktionsgesetz, und im äü-

bersten Fall schreibt nicht mehr der Körper, sondern die zahllosen Instrumente, die der Intellekt für so einen Gebrauch herstellen kann. Notwendigerweise sind das Texte, die nicht singen, wobei ich nochmals betone, daß das keine positive oder negative Wertung beinhaltet: das sind verschiedene Positionen, verschiedene Ökonomien; einen konstruierten Text lesen ist wie ein Bauwerk besichtigen: man geht rein, man hat den Plan des Bauwerkes oder bekommt einen: er ist geschrieben in Verbindung mit einer Form von Angst: wenn man wissen will, wo man langgeht, wenn man einen Plan haben muß, dann deshalb, weil man Angst hat sich zu verlaufen; die Angst vor der NichtRückkehr; und es stimmt, daß ein Text aus Weiblichkeit gerade Wege bahnt, die keine Rückkehr versprechen, und eine ganz und gar abenteuerliche Lesweise ermöglichen; eine Lesweise, von der man nicht berichten kann, die man nicht beherrschen kann, eine Lektüre, die gerade bewirkt, daß man der Schrift so nah wie möglich ist, und einzig und allein sie muß man riskieren; daher kommt es auch, daß man oft sagt, diese Texte seien "unleserlich", man könne sie nicht zusammenfassen, nicht mehr als man ein Leben, etwas Lebendiges zusammenfassen kann. Und so behaupte ich, daß die Weiblichkeit keinen Bericht erstellt; die Bewegung jener weiblichen Schreibweise habe ich am Beispiel von Clarice Lispector beschrieben*, ich gehe jetzt darauf nicht ein, ich sage nur schnell, daß eine Beziehung zur Annäherung, das Verhältnis zum Unbedeutenden zu Tage gekommen ist, d.h. alles was zu einer Ökonomie gehört, die für anderes offen ist."³⁾

Was die Ordnung sichert, ist die Angst – sich zu verlaufen, sich zu verlieren? (oder sich zu finden?) etwas zu verlieren? Wenn die Angst (die Angst) die vor der Kastration ist, dann brauchen wir sie nicht zu haben, sofern wir nicht (dem männlichen Wort) glauben, daß wir (Frauen) kastriert(e Männer) sind. Dann allerdings funktioniert das männliche Unbewußte tatsächlich in uns und gilt, was Lacan schadenfroh anmerkt, "wenn die Libido nur männlich ist, so ist es nur von da, wo sie alle ist, die liebe Frau, das heißt da, von wo sie sieht der Mann, und nur von da, daß die liebe Frau haben kann ein Unbewußtes."⁴⁾ Der Mangel an Angst würde den Verlust der zwanghaften Ordnung bewirken (sie obsolet machen in dieser Weise) und eine offene Ökonomie (die offen ist "für anderes" und die offen ist auf ihr Ende hin und ihr Ziel (vielleicht hat sie kein Ziel) zulassen, wirksam werden lassen. Vorläufig jedoch ermangeln wir dieser Angst nicht. Und also nicht der zwanghaften Ordnung.

Ohne näher auf die soziologischen Theorien der Institutionen einzugehen, will ich die Wirksamkeit ihrer Logik und Ordnung für die Frauenschule beschreiben anhand eines kurzen Aufsatzes von Marie-Claire Boons (einer französischen Psychoanalytikerin): "Die Institution als (dreifacher) Ort"⁽⁵⁾ – da ich finde, daß sich daran die besondere Spannung in Frauenprojekten gut darstellen läßt.

Boons' Beschreibung von Institutionen, "die sich bei ihrer Gründung eine Bestimmung im Sinne eines spezifischen Projektes"⁽⁶⁾ geben, sie nennt sie 'Organisationen' (und meint damit wohl vor allem die 'Ecole Freudienne'), hebt drei Ebenen oder Funktionsweisen als strukturierend hervor. 1. "den imaginären Modus der kollektiven und homogenen Allmacht", 2. die symbolische Ordnung, in der "der oberste Signifikant und sein eventueller Träger" den Kern bilden, "um den herum eine hierarchisch abgestufte Differenzialsymbolik der Plätze entsteht, welche die Institution zu vergeben hat", und 3. das Reale, das den Subjekten "abgeschöpft" wird, so daß aus ihrer Zeit, Kraft, Identifikation, ihrem Überengagement die Organisation (oder ihr Signifikant) selbst erst wirklich wird und sich speist. Besonders plausibel erscheint diese Analyse angewendet auf Organisationen, die tatsächlich um einen 'Meister', sei es Person oder Idee (eine Parteidoktrin, eine Lehre etc., "dasjenige, in dessen Namen die Institution zum Sprechen und Handeln aufruft"), gebildet sind. Aber die Funktionsweise, die Boons beschreibt, scheint mir auch darüber hinaus sehr einleuchtend.

Auf der Ebene des Imaginären betrachtet, funktioniert die Organisation als "Ort der Ähnlichkeiten, wo die "Ichs" in einem erhöhten "Wir" zusammenfinden, innerhalb dessen sie kommunizieren und das als unsterblich erlebt wird" (39). Das entspricht oder korrespondiert, meinem Verständnis nach, mit Freuds Darstellung der Gesetzmäßigkeiten in der Masse, also "einer Anzahl von Individuen, die ein und dasselbe Objekt an die Stelle ihre Ichideals gesetzt und sich infolgedessen in ihrem Ich miteinander identifiziert haben."⁽⁷⁾

Boons vergleicht den entstehenden Affekt mit dem der Verliebtheit, wo "ein größeres Maß an narzißtischer Libido auf das Objekt überfließt"⁽⁸⁾, das im Extremfall ganz an die Stelle des Ich treten kann, so daß das Ich immer kleiner, unbedeutender, anspruchsloser wird und sich schließlich opfert. Ähnlich wie Freud es für die katholische Kirche beschreibt, sollen/müssen

also Mitglieder von solchen "Organisationen" nicht nur sich mit dem Objekt (ihrem Signifikanten) identifizieren (was allein nicht zum ausreichenden Maß an Überengagement führen würde), sondern auch das Ichideal (Christus) durch Objektliebe ersetzen. Das "narzißtische System des Spiegelbildlichen" bringt die Leidenschaft und die Liebe der Mitglieder zur Organisation hervor. Die verbindende Idee, das gemeinsame Ziel und das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter dieser Idee lassen ein "Phantasma eines Ganzen" entstehen, Allmachtsgefühle, eine gemeinsame Identität – die natürlich, möchte ich anfügen, wie bei jeder Ideologie darüber konstituiert werden, daß andere eben nicht Teil dieser Gemeinsamkeit sind (ob freiwillig oder unfreiwillig), dh. die gemeinsame Identität schließt auch die Ausschließung ein und ist exklusiv.

Mit der symbolischen Ordnung beschreibt Boons die "Hierarchie der Plätze" in der Institution. Einen Platz haben bedeutet in der Logik der Organisation immer, mehr zu wissen/mehr Autorität zu haben, als jemand, der keinen oder einen niedrigeren Platz hat, wobei die Hierarchie sich mißt an der Nähe zum 'Meister', oder eben zur Idee (dem 'obersten Signifikanten') der jeweiligen Organisation. Auch hier ist der Aspekt der Ausschließung sehr deutlich: "Denn sich auf einen Platz innerhalb einer Institution zu berufen heißt nicht nur, den Namen dieser Institution für sich geltend zu machen, sondern schließt auch die Aussage mit ein, daß die anderen nicht dazugehören."⁽⁴¹⁾ Eine doppelte Ausschließung, die einerseits, nach außen, davon ausgeht, daß es 'eine Wahrheit' (oder Idee oder was immer) gibt, die eben die einzig richtige sei, die andererseits, intern, eine Hierarchie des besseren im Besten, des wichtigeren im Einen behauptet. Und das, was hier versprochen wird an Ranghöhe, an Anerkennung und Macht, bestimmt maßgeblich die (Intensität der) Leidenschaft der 'liebenden' OrganisationsmitgliederInnen⁹⁾ und ihre Bereitwilligkeit, sich der Institution zu verschreiben. (Die katholische Kirche verspricht das ewige Leben. Was versprechen die 'Organisationen'?)

Der reale Aspekt (so immer noch Boons) definiert sich "als die permanente Möglichkeit der Beschlagnahme von Subjekten, die dazu aufgerufen sind, mit ihrer Person zu zahlen", dh. mit ihrem Engagement, Zeit, Kraft, intellektueller Arbeit – also all dem, "was es unmöglich macht, einen geleisteten Beitrag exakt zu messen." Dieser Beitrag kann im Extremfall die Existenz (das Leben oder die Gesundheit) der einzelnen Person umfassen (als Selbstmord-

kommando, oder als Parteikader, der bis zum letzten Atemzug sich für seine Partei aufopfert), ist aber jedenfalls "seinem Wesen nach überdimensional". Der reale Aspekt ist also derjenige, der die Existenz der Organisation einerseits sichert (bzw. überhaupt herstellt), sie aber gleichzeitig damit auch ständig bedroht. Denn die Organisation kann nur überleben, wenn sich ihr immer neue Subjekte anbieten, zur Verfügung stellen mit den geforderten persönlichen Konsequenzen und/oder die bereits beteiligten Subjekte in den Stand (dh. auch: instand) gesetzt werden, diese Konsequenzen dauerhaft oder doch eine Zeitlang zu tragen. Wenn die Attraktivität ihrer Idee (ihres Signifikanten) nachläßt, z.B. weil sie zyklisch ist, oder passager, oder flüchtig (vergänglich) – dh. wenn der 'oberste Signifikant' wegfällt oder schwach wird, dann wird es nicht mehr gelingen, die Subjekte zu der beschriebenen übermäßigen Subjektabschöpfung zu bewegen. Und es fragt sich auch, wie denn die Subjekte sich reproduzieren, materiell und intellektuell, ob also die Befriedigungen, die die Institution anbieten kann, ausreichen, um die übermäßige Subjektabschöpfung auszugleichen, dh. wieder aufs Neue zu ermöglichen.

Von der "übermäßigen Subjektabschöpfung" hängt die Existenz der Organisation also in doppelter Weise ab, denn nur durch das (durch die Identifikation geforderte) Übermaß an Enthusiasmus, an Zeit, Engagement und Leidenschaft, die ja der Stabilisierung der Institution gilt und insofern den Charakter der Unterwerfung trägt, kann das Erstarren der Idee verhindert werden – bzw. durch Charakter und Ausmaß dieser Subjektabschöpfung und die Art des Verhältnisses zwischen Subjekt und Organisation (sofern deren Idee nicht, wie gesagt, ihrem Wesen nach passager oder flüchtig ist). Die so beschriebene Funktionsweise von Organisationen scheint mir ein sehr treffender Entwurf eines sehr stark männlichen/phallischen Funktionierens zu sein. Und doch kann sie mit bestimmten Einschränkungen durchaus auch das Funktionieren der 'Institution/Organisation Frauenschule' wiedergeben. Die Einschränkungen beziehen sich auf mehrererlei. Zum einen ist die Frauenschule kein sehr gut funktionierender Betrieb insofern, als bestimmte Aufgaben nie gelöst werden konnten, die als 'organisatorische' erscheinen: z.B. das Problem einer effektiven Arbeitsteilung. In anderer Hinsicht 'funktioniert' die Frauenschule wiederum sehr gut (was die Bewältigung der inhaltlichen Aufgaben angeht) und doch, je glatter und reibungsloser die Arbeit abläuft, desto unzufriedener werden die Mitarbeiterinnen.

Vgl. dazu den Abschnitt 'Arbeitsalltag und Routine' – hier sei zunächst die Ähnlichkeit betrachtet zu der von Boons beschriebenen Funktionsweise. Denn auch die Frauenschule zieht die Beständigkeit und Wirksamkeit ihrer Existenz in hohem Maße aus dem Überengagement ihrer Mitarbeiterinnen, aus deren Subjektabschöpfung – was im übrigen heißt: überhaupt aus dem Weiblichen, das sich ja wesentlich im Realen bewegt (weil es ins Symbolische nicht eingeschrieben ist). Auch hier ist "das Subjekt als solches eingefordert, d.h. geht eine starke Mobilisierung seines Begehrens vorstatten. Man erwartet von ihm, daß es seinen Platz subjektiviert, ihn als ein wesentliches Teilstück erlebt, ein hohes Maß an Verantwortung übernimmt, was einen weitaus wirksameren Identifikationsmodus zur Folge hat." (43) Und auch hier gibt es natürlich (wie überall) eine Hierarchie der Plätze, und eine starke Neigung zur Ausschließung (wenn auch stets versucht wird, dies zu verdecken und/oder zu mildern, weil es mit einer anderen 'Moral', die gleichzeitig, aber außerhalb dieses Systems wirksam ist, kollidiert). Damit meine ich nicht die Ausschließung von Männern (das steht auf einem ganz anderen Blatt), sondern von anderen Frauen (die aus irgendeinem Grunde als nicht dazupassend eingestuft werden), was vielleicht mit Freuds Begriff des "Narzißmus der kleinen Differenz" beschrieben werden kann ("eine bequeme und relativ harmlose Befriedigung der Aggressionsneigung, durch die den Mitgliedern der Gemeinschaft das Zusammenhalten erleichtert wird" (10)) und deren Wesen es ist, daß sie um so heftiger wirkt, je größer die "Opfer" sind, die die Gemeinschaft ihren Mitgliedern abverlangt. Diese Opfer sind in einem Frauenprojekt z.B. durch das starke Verbot von gegenseitiger Aggression (wenn sich also die Frauen jenen 'Narzißmus der kleinen Differenz' nicht erlauben können) relativ hoch. (... "so verstehen wir es besser, daß es dem Menschen schwer wird, sich in ihr beglückt zu finden" (11).) Was nun die 'Hierarchie der Plätze' angeht, so hat es Boons mit ihrem Meister ja recht einfach: aus der Nähe zu dem bemißt sich der Platz in der Rangordnung, und sie fragt entsprechend, "welches Mittel geeignet sein könnte, das imaginäre Übermaß und die Unterwerfung zu mäßigen, wenn nicht deutlich zu verringern, die seine Erscheinung nach sich zieht." (49) Wir müssen uns zuvor allerdings fragen, wer denn unser 'Meister' sei oder unser Signifikant. Einen guten Hinweis gibt noch einmal Freud, indem er anmerkt, daß "die Beziehung zum Führer einseitig herausgehoben" (12) wird, weil der ihm zugeschriebene Einfluß "nicht allein vom Führer, sondern auch

von jedem Einzelnen auf jeden Einzelnen geübt wird“⁽¹³⁾ – wohlgermerkt “geübt“ (dh. ‘ausgeübt’) wird nicht etwa: dort entsteht. Diese Frage ist nach wie vor offen. Denn das Funktionieren einer Organisation (im beschriebenen Sinne) setzt eine libidinöse Bindung der einzelnen MitgliederInnen der Organisation voraus, die, wenn nicht am ‘Meister’, so doch an einem allen gemeinsamen Element (das über das der Teilhabe an der Gemeinschaft an sich hinausgeht), eben irgendeinem Signifikanten, sich bildet und davon organisiert wird. Nur dieses gemeinsame Dritte (dieser Signifikant) kann jene notwendige Wirkung erzielen, daß die Individuen ihren eigenen Narzißmus einschränken, ihre Selbstliebe und den Wunsch nach Bevorzugung, nach dem eigenen Vorteil und Glück (wie er den Menschen eigen ist) zurückstellen. Doch wer ist denn nun dieser Signifikant?

Ich möchte hier noch einmal an einige Gedanken aus den Anfangskapiteln erinnern, die hier als Voraussetzung dienen. 1. Wir sind (auch als Frauen) eingebunden in den allgemeinen Diskurs, aus dem wir nicht ohne weiteres herauspringen können oder ihn durch einen anderen ersetzen. 2. Dieser allgemeine Diskurs (und die Vernunft, Logik und Sprache, die ihn transportieren) ist phallisch. Sein oberster Signifikant ist der Phallus. 3. Das Weibliche ist aus diesem Diskurs ausgeschlossen bzw. nur als Zerstörtes (als männlicher Entwurf) in ihm enthalten. 4. Sofern das Weibliche sich im allgemeinen Diskurs bewegt, versucht es dort permanent, sich einzuschreiben und seine eigene Zerstörung zu verhindern. Es ist also im Diskurs enthalten mit der Dynamik (dem Begehren), diesen zu zerrütten und/oder zu banalisieren.

Der oberste Signifikant eines Frauenprojekts ist also die Auflösung des Signifikanten Phallus, deren Bewegung innerhalb des dominanten phallischen Diskurses stattfindet.

Die Frauenschule funktioniert also einerseits in der beschriebenen Weise, sofern sie im dominanten System/Diskurs sich bewegt (ihm verhaftet und Bestandteil davon ist), und sie torpediert dieses Funktionieren beständig, sofern sie Frauenprojekt ist – in doppelter Weise: weil nur Frauen dort arbeiten und weil es der Inhalt ihrer Arbeit ist, die Artikulation (aber nicht: den ‘Platz!’) des Weiblichen in der Kultur zu denken und zu sprechen, ganz gegen jenen Diskurs (der sich heftig dagegen sperrt) und auch ohne dabei ihm oder seinen Regeln (auch wenn sie in der Umkehrung auftreten) wieder zu verfallen. “Es geht um den Versuch, die (sexuelle) Differenz zu praktizieren.

Z.B.: Welche andere Art des Lesens, des Schreibens, der Interpretation, der Behauptung kann ich als Frau haben im Vergleich zu Ihnen als Mann? Ist es möglich, daß diese Differenz nicht wieder auf einen Prozeß der Hierarchisierung, der Unterwerfung des anderen unter das Gleiche zurückgeführt wird?“⁽¹⁴⁾

In dieser Spannung zweier gegeneinander arbeitender Strebungen befinden sich also alle Frauenprojekte. Und je unsicherer ihre Existenz ist (gemessen auch an ihren Wünschen nach der Art ihrer existenziellen Absicherung, also z.B. durch öffentliche Förderung oder nicht) und je mehr diese Existenz an die Anerkennung durch das dominante System gebunden ist, desto stärker wird die Herrschaft des Diskurses sein bzw. desto weniger angefochten. Und entsprechend gilt: je bereitwilliger ein Projekt - bzw. die darin arbeitenden Frauen sich zufriedengeben, und je weniger sie darauf beharren, daß die Erschütterung des Diskurses grundsätzlich sein muß, desto schneller werden sie an einen Punkt des ‘gentlemen-agreements’ kommen und sich einrichten.

Können wir damit aber auch die Frage schon beantworten, “welches Mittel geeignet sein könnte, das imaginäre Übermaß und die Unterwerfung zu mäßigen“? “Ist oder war einmal ein Meister vorhanden, der den Raum für ein Wissen freigegeben hat, und ist die Institution einmal zur dogmatischen Hüterin dieses Wissens geworden, so ist es eine reine Illusion zu glauben, daß man hier noch in seinem eigenen Namen sprechen könnte; denn hier kann selbst im besten Fall das Sprechen eines jeden nur noch als Kommentar eines endgültig zum Fetisch erhobenen Textes fungieren.“^(49f.)

Das Sprechen im dominanten Diskurs kann ihm selbst wenig anhaben. Was ihn irritiert, kann nur das sein, was sich seinem Zugriff entzieht (und seiner Logik). Das einzige, was uns hier vorläufig einfällt, das nicht vollständig im Diskurs aufgeht, ist der weibliche Körper (bei der Frau “gibt es immer etwas, das bei ihr dem Diskurs entwischt“⁽¹⁵⁾). An dem entlang könnten wir versuchen, zunächst weiterzudenken. Um das Zitat von Cixous noch einmal aufzunehmen: Das Bauwerk der Frauen hat keinen Plan. Sie haben sich zunächst einen Plan geliehen von einem männlichen Architekten, weil das ein Handeln allererst ermöglichte, aber ihre Angst vor der ständig erfahrenen Zerstörung ist größer als die Angst, sich zu verlaufen. Und wie für die “Texte aus Weiblichkeit“ (Cixous) gilt, daß sie “eine ganz und gar abenteuerlichen Lesweise ermöglichen ... die man nicht beherrschen kann“, so heißt das

für die Projekte, daß, während sie noch im allgemeinen System funktionieren, es ihnen gleichzeitig um das Nicht-Funktionieren geht; daß, während sie sich bemühen, ihre Arbeit mittels Routine, Arbeitsteilung, Systematisierung etc. zu effektivieren (oder zu erleichtern, aber gemessen eben am Funktionieren), sie gleichzeitig diese Bemühungen um Effizienz ständig unterlaufen, indem sie fragen: effizient wofür – geht es nicht vielleicht um etwas ganz anderes. Und je mehr der weibliche Körper nicht als männlicher Entwurf, sondern als eigenständiger gedacht werden kann (die sexuelle Differenz gedacht werden kann), desto größer wird diese Spannung werden.

Ich habe vorher gefragt, woraus die Subjekte sich denn reproduzieren, um diese Spannung und das ständige übermäßige Engagement in den Organisationen auszugleichen, dh. wie sie einerseits den notwendigen Erfordernissen der Organisationen Genüge tun (deren Existenz zu sichern), und gleichzeitig sich selbst davor schützen, von der Organisation aufgefressen und von ihr unterworfen zu werden, weil diese in ihrer Tendenz verharrt, den Subjekten ihr Reales abzuschöpfen (worin das Weibliche enthalten ist). Und je mehr übrigens die Subjekte sich von der Institution (in ihrem Aspekt von Unterwerfung) auffressen lassen, desto weniger kann die weibliche Einspruchsfigur wirksam bleiben (die die Idee lebendig hält) und die Institution erstarrt. Und desto weniger können entsprechend neue Subjekte motiviert werden, was das Ende der Institution bedeutet. Die Eigendynamik der Institution ist konsumtiv – sie frißt sich selber auf.

Die Organisation selbst kann hier nur ihren 'Platz' anbieten, Macht und die Anerkennung im allgemeinen Diskurs, sie kann nicht vor sich selber schützen. Dieser Schutz kann nur von den anderen Frauen kommen und eben aus der Energie, die das Weibliche gegen den dominanten Diskurs einsetzt: je deutlicher die gehört wird (in den Projektfrauen selbst und in dem, was ihnen andere Frauen, Teilnehmerinnen oder Frauen aus ihrem Umfeld, entgegenbringen), je mehr Raum dem Weiblichen da gegeben wird, desto mehr kann es sich auch entfalten, dh. können die Projektfrauen auch die Energie zu ihrer Reproduktion daraus schöpfen.

Jetzt bleibt noch ein Punkt offen, das ist die Frage, woran die Hierarchie sich bildet und wie sie wirkt.

Hierarchie

Um das Verhältnis der Projektfrauen eines Frauenprojekts zueinander, zu ihrem Projekt und den übrigen daran mitarbeitenden Frauen zu verstehen, muß man zunächst noch einige Besonderheiten eines solchen Frauenprojekts mitbedenken.

Zwar gilt allgemein, daß Organisationen von dem vorne beschriebenen Typ von ihren MitgliederInnen verlangen, daß diese sich sehr stark als Subjekte daran beteiligen mit ihren Phantasien, Wünschen und sehr privater (libidinöser) Energie. Für Frauenprojekte hat diese Beschreibung jedoch eine besondere Bedeutung. Ihr Anliegen, den Erfahrungen und Wünschen, dem Erleben, Körper und Sexualität von Frauen einen Ausdruck und einen symbolischen Ort zu verschaffen, ist zwar einerseits umfassend, politisch allgemein (verbindlich und verbindend), radikal (grundsätzlich) – ist aber gleichzeitig außerordentlich intim, berührt die heimlichsten Wünsche und ist verknüpft mit dem allerprivatesten Erleben in Kindheit und persönlichen Beziehungen der je einzelnen Frau. In ein solches Projekt gehen sehr viel mehr private Anteile und Wünsche ein, es ist den darin arbeitenden Personen sehr viel näher und dadurch in seiner Form auch sehr viel abhängiger von ihnen und unbeständiger, als jede andere Organisation. Die Legierung der gesellschaftlich-strukturellen mit der intimen Perspektive läßt die gemeinsame Idee vage werden; die Tabuisierung und Verdrängung der privaten Details und des persönlichen Begehrens läßt die Errichtung von Zielvorstellungen verschwimmen. Weil die persönliche Erfahrung der fehlenden kulturellen Präsenz von Frauen und ihrer permanenten Ausschließung aber so unterschiedlich ist, weil die persönlichen Konsequenzen (die intimen drängenden Wünsche nach Erleben und Beweis von Stärke, die je eigenen Ängste und Tabuisierungen) so verschieden sind (innerhalb einer Gruppe durchaus gegenläufig, einander widersprechend sein können), und weil die politische Zielvorstellung nicht klar definiert (wie z.B. bei einer Partei), sondern fließend, veränderlich und vielschichtig ist, fehlen gewissermaßen die gesetzten Begrenzungen, innerhalb derer die jeweils privaten Auslegungen (um welches Ziel es sich handele und welches der 'richtige Weg' dahin sei) sich orientieren und verständigen.

In ihrer allgemeinsten Form: als Wunsch, Veränderung herbeizuführen, sind Idee und Ziel der Frauenbewegung und der Frauenschule wohl verallgemei-

nerbar. Aber schon die Betonung, die Gewichtung, das Ausmaß der Dringlichkeit, die die einzelnen Aspekte eines solchen Projekts erfahren (z.B. die Frage, wie wichtig den einzelnen Frauen aufgrund ihrer privaten Geschichte die Anerkennung im dominanten Diskurs ist und ob sie diese aufgeben oder darauf verzichten können), erwachsen zum großen Teil aus der privaten Geschichte der einzelnen Frauen mit ihren jeweils persönlichen Geschichten und Dringlichkeiten, aus ihrer je privaten Weise, nach einem persönlichen Sieg, einer privaten Widergutmachung der erfahrenen Entwertung als Frau zu suchen. So bleiben sowohl Ziele und Aufgabenstellung eines solchen Projekts immer ein Stück weit variabel, als auch die innere Struktur in ihrer Dynamik, ihre Form von Arbeitsteilung, Hierarchie und Produktivität.

Die Frage übrigens, ob es nicht eine Organisation ohne Hierarchie geben könnte, erscheint mir müßig. Selbstverständlich haben Frauenprojekte keine hierarchische Struktur im Sinne eines strikten Untergebenen-Verhältnisses. Was ich hier als Hierarchie beschreibe, sind die (tatsächlich überall und ausnahmslos vorhandene) verschiedene Gewichtigkeit von persönlichen Meinungen/Vorschlägen Einzelner; die 'heimlichen' Entscheidungsstrukturen (wie wird eine Entscheidung vorbereitet, die 'Meinung gemacht?'), die auch (oder gerade) da wirken, wo faktische Gleichberechtigung der Stimmen gilt; das Horten bestimmter Kompetenzen durch einzelne Personen (Kontovollmachten, Schlüssel etc.); die öffentliche Präsentation des Projekts u.ä.

Etliche Frauenprojekte haben (nach unserem Augenschein und ohne diese Frage untersucht zu haben, was sicherlich sehr spannend wäre) entweder eine 'heimliche Chefin' oder auch zwei, die das Projekt begonnen haben, und durch das Hinzukommen weiterer Mitarbeiterinnen entweder entthront (und ent-zweit) werden, oder ihre Position ausbauen. Diese Struktur kann offensichtlich lange bestehen bleiben, auch wenn gleichzeitig nach dem Prinzip verfahren wird, daß Entscheidungen nur nach Konsens aller Mitarbeiterinnen getroffen werden.

Ich hatte vorher beschrieben, daß sich die Hierarchie in einer Organisation bemißt an der Nähe/Distanz zum 'Meister', also zum jeweiligen Signifikanten, der Idee der Organisation.

Wenn es/da es aber bei der 'Idee' eines Frauenprojekts sich darum handelt, in dem/aus dem herrschenden Diskurs heraus diesen selber zu zerrütten und zu banalisieren, so bedeutet das für die Entstehung und Wirkung von Hie-

rarchie etwa Folgendes: Zunächst wird sich eine hierarchische Struktur etablieren, die sich stark am dominanten System orientiert und den darin hoch bewerteten Normen: Effizienz, Größe, Anerkennung, bzw. für den vorne beschriebenen Typ von 'Organisation': Arbeit bis zum Umfallen, Selbstaufopferung und Diskriminierung derjenigen, die diese Forderungen nicht erfüllen, wobei die Entschädigung für das den Subjekten abgeschöpfte (Reale) Übermaß übrigens die Befriedigung über diese Abschöpfung ist. Denn Umfang der Subjektabschöpfung gleich Umfang des zur Institution beigetragenen Realen (existenzsichernd), gleich individueller Beitrag zu deren Existenz; parallel zur Hierarchie der Plätze: der Umfang der Subjektabschöpfung bestimmt den Platz. Und: Umfang des Abgeschöpften gleich höchste politisch-moralische 'Ehre', die den Anspruch an die übrigen Individuen (im Namen der Politik) formuliert.

Die 'Gründungsfrauen' haben in aller Regel hier einen 'Hierarchie-Vorschub', der mit der Ausdrücklichkeit ansteigt, mit der sie diese Gründerinnenschaft als solche (dh. auch unabhängig von jeweiligen inhaltlichen Argumenten) reklamieren.

Je stärker aber der zerrüttende und banalisierende Einfluß der (alles Gewohnte verkehrenden und in Frage stellenden) Tendenz der weiblichen Einspruchsfigur ist, desto mehr wird auch diese Orientierung bzw. die Bewertung dieser Normen erschüttert und tendenziell obsolet oder kontraproduktiv. Ich betone 'tendenziell', denn natürlich ist, weil die innere Struktur der Subjekte so damit verwoben ist, die dominante Struktur außerordentlich persistent und hartnäckig und keineswegs so leicht zu erschüttern oder zu entkräften.

Auch hier findet die Bewegung also gleichzeitig statt, nicht im Sinne einer Parallelität, sondern als in sich widersprüchliche, hin und her zerrende Bewegung, zwischen Akzeptanz hierarchischer Strukturen, die am Dominanten orientiert sind (und insofern als funktional akzeptiert werden) und dem Versuch, diese aufzulösen, weil sie mit ihrer Starrheit die (nicht zielgerichtete) irritierende Dynamik des Weiblichen erdrücken. In diesem Spannungsverhältnis müßten also die Karten beständig neu gemischt werden, hierarchische Strukturen sich auflösen und neu formieren, die inneren Kriterien, nach denen Bewertungen von Tätigkeiten, Meinungen und Personen vorgenommen werden, immer aufs Neue anders gesehen werden. Denn in dieser Spannung kann sehr Verschiedenes gefordert sein, sowohl, zu funktionieren

(wo es beispielsweise für die Alltags-Routine sinnvoll und notwendig ist), als auch: gerade nicht zu funktionieren oder zumindest die 'Funktion des Funktionierens' zu reflektieren (in wessen Namen? zu welchem Ziel?), um die Idee lebendig und damit die Organisation zu erhalten.

Im Grunde verlangte diese Überlegung, eine andere Struktur von Institution zu denken: ein Mit-Einander in Unterschiedlichkeit und gegenseitiger Abhängigkeit, das nicht die Form einer (vertikalen) Hierarchie hätte – eine zirkuläre Struktur? (Ist das denkbar?) Die in den letzten 20 Jahren allenthalben entwickelten Ansätze (vom Stichwort 'Teamwork' der siebziger Jahre bis zum 'Betrieb ohne Chef' der Alternativ-Szene) sind da sicherlich gute Vorübungen – nach aller Erfahrung müßte aber eine neu gedachte Struktur von Institution konstitutiv von der Unterschiedlichkeit ihrer MitgliederInnen ausgehen, von der Verschiedenheit in Interessen, Lust und Können.

Es gibt aber, wie gesagt, in unserer Kultur (und Logik, der Grundlage unseres Denkens) keine Bilder und Symbole, an denen sich eine solche Struktur orientieren und sich entwickeln könnte. Sie voluntaristisch zu setzen, ist nicht möglich – sie könnte nur aus der Praxis entstehen.

Projektfrauen – Kursfrauen

Entscheidend für den Charakter eines Frauen'Bildungs'Projekts ist es, wie nah bzw. in welchem gegenseitigen Verhältnis die Kursfrauen mit dem Projekt als Ganzem – und also mit den Projektfrauen – verbunden sind.

In der Projekteszene gibt es hier eine große Variationsbreite: in einigen Projekten ist/war die Mitarbeit im Projekt Voraussetzung, um überhaupt Kurse zu geben¹⁶⁾ (was eine größtmögliche inhaltliche Übereinstimmung gewährleisten könnte, aber die Anzahl der Kursfrauen bzw. der Kursangebote sehr beschränkt), andere halten den Einfluß der Projektfrauen auf den Inhalt der angebotenen Kurse bewußt niedrig¹⁷⁾, was entsprechend zu einem breiteren, eher unverbundenen inhaltlichen Spektrum von Angeboten führt.

Für die Frauenschule haben wir immer (etwas ironisch formuliert) in Anspruch genommen, 'Tendenzbetrieb' zu sein: das heißt, daß feministische Haltung, theoretische Positionen und der Umgang mit dem inhaltlichen Material in den Kursen mit der Konzeption des Projekts insofern übereinstimmen (sollen), daß zwar keine Einheitlichkeit im engeren Sinne (im Sinne von

Zensur) angestrebt wird, wohl aber die Widersprüchlichkeiten nicht in wesentlichen Elementen antagonistisch sind.

Mit diesem Ansatz werden die Auswahl der Kursfrauen und die Zusammenarbeit zwischen Projekt und Team zur entscheidenden Kupplung, an der sich die inhaltliche Konzeption beweisen muß.

In der Frauenschule ist es Usus, daß die Kurse für das kommende Programm jeweils auf Team-Terminen vorgestellt und diskutiert werden, an denen neben den Projektfrauen sowohl 'alte' Kursfrauen teilnehmen, die bereits in der Frauenschule gearbeitet haben, als auch neu hinzukommende interessierte Frauen. In der Entscheidung über den jeweiligen Kurs geht der Verlauf dieser gemeinsamen Diskussion also mit ein – auch wenn sie letztendlich, im Zweifelsfall, bei den Projektfrauen liegt. Das Korrektiv der gemeinsamen Diskussion halte ich für sehr wichtig. Es schützt zum einen die (potentielle) Kursfrau (denn Sympathie, Ähnlichkeit der Gedanken etc. spielen natürlich bei jeder Entscheidung eine Rolle), macht die Situation weniger befangen (d.h. nimmt etwas von der Eindeutigkeit eines 'Vorstellungsgesprächs') und trägt dazu bei, daß inhaltlich, auch kontrovers diskutiert werden kann, ohne daß jede Kontroverse dem Macht-Verhältnis Chefinnen : Jobsuchende untergeordnet wird.

Dieses gemeinsame Beraten wird einerseits immer wichtiger, da mit den Jahren eine oberflächliche Frauenfreundlichkeit und ein versachlicht-beliebiger Umgang mit den Inhalten in dem Maße, wie sie sich gesellschaftlich ausbreiten, auch bei den Angeboten interessierter Kursfrauen mehr und mehr vorkommen. Gleichzeitig wird darin auch die Grenze dieses Entscheidungsverfahrens sichtbar: denn je größer das Team ist, je verschiedener die Frauen mit ihren jeweiligen politischen Hintergründen und je weniger leidenschaftlich sie sich der 'Idee Frauenschule' verbunden fühlen – desto genauer und ausgiebiger müßte im Team diskutiert, geklärt, verglichen und gestritten werden. Die Verbreiterung der Idee bringt die Leidenschaft, von der sie getragen wird, zum Verschwinden, es kommen Mißtrauen, Vorsicht, Konkurrenz, Selbstgerechtigkeit auf allen Seiten zum Vorschein.

Für die Kursfrauen besteht die 'Idee Frauenschule', also die Idee eines feministischen Projekts mit seiner (indem es sich als feministisch versteht) kulturrevolutionären Dimension auch für sich selbst, unabhängig von dem Projekt und den Projektfrauen. Auch für sie persönlich wirkt natürlich das vorne beschriebene Spannungsverhältnis zwischen der Persistenz des Signifi-

kanten Phallus und dem weiblichen Begehren, diesen aufzulösen. Die Macht der Interpretation und Auslegung dieses Spannungsverhältnisses bzw. der Bewegung oder Dynamik, die sich aus dieser Spannung ergibt in Bezug auf die Frauenschule, liegt allerdings bei den Projektfrauen und tritt den anderen als Konkretion der Idee im Projekt gegenüber – was durchaus zwiespältige Konsequenzen hat. Denn diese Macht der Konkretion hat sowohl eine entlastende Seite (die Arbeit der Konkretisierung, der Umsetzung, wird gemacht, die Kursfrau kann sich anschließen und den laufenden Apparat für sich nutzen), als auch eine Seite von Konkurrenz um diese Auslegung: wo den Vorstellungen und Wünschen der Kursfrauen, wenn es um die Auslegung der Idee geht, die Konkretionen der Projektfrauen nicht einleuchten, sich vielleicht sogar zwischen die Kursfrauen und ihre Idealvorstellungen sperrig dazwischenschieben, Enttäuschungs- und eben: Konkurrenzgefühle hervorrufen.

Die exponierte Position der Projektfrauen (ihre Definitionsmacht, "Macht der Auslegung", ihr Zugang zur Öffentlichkeit etc.) verleitet auch dazu, sie mit allen möglichen Idealisierungen auszustatten¹⁸⁾, vor allem der, daß sie 'die Wahrheit' wüßten (sprich: emanzipiert, selbstsicher, stark und klug seien) – ein durchaus zweischneidiger Prozeß, da diese übermäßige Ausstattung sowohl Befriedigung verschafft, stolz macht, die gelobte Person also vergrößert, sie aber gleichzeitig unter Druck setzt, die Größe, mit der sie ausgestattet ist, auch zu behaupten und die Wahrheit preiszugeben (welche Enttäuschung, wenn erkannt wird, daß es keine Wahrheit gibt). Die eigene Entmystifizierung (das Behaupten der 'natürlichen' Größe) geht im übrigen Hand in Hand mit dem Bemühen, die eigene Position (oder 'Wahrheit') sehr wohl als 'wahr' oder richtig zu verbreiten und an ihrer Durchsetzung zu arbeiten.

Die Konkurrenz zwischen Projekt- und Kursfrauen bezieht sich also auf die Auslegung der Idee (und/oder des Signifikanten) und damit wird plausibel, daß das Interesse der Kursfrauen an Beteiligung am Projekt sich stets allein auf diesen Aspekt beschränkt (und sie nicht 'das Ganze' sehen können und wollen) – wir haben Jahre gebraucht, um das zu verwinden (bzw.: zu begreifen): daß die Beteiligung der Kursfrauen an den Inhalten aus ihrem Interesse, die an Organisation und Alltagsarbeit jedoch nur aus Mitgefühl den Projektfrauen gegenüber oder als Solidaritätsbeitrag zum Projekt erfolgen.

Dieses Solidaritätsgefühl zum Projekt als Ganzem war verständlicherweise

in den ersten Jahren aufgrund von persönlichen Verbindungen, gemeinsamer Geschichte größer als heute. In der Gründungs- und Aufbauzeit war zudem die Grenze zwischen inhaltlich-konzeptioneller Planung und Alltagsroutine viel diffuser, was auch diese beschriebene Differenz zwischen Projekt- und Kursfrauen verwischte.

Es mag eine zufällige Schwierigkeit unserer konkreten Projektgruppe sein (was ich nicht glaube), daß dieses Verhältnis noch immer nicht klar definiert ist. Klar sind organisatorische Verpflichtungen und die Erwartung gegenseitiger Fürsorglichkeit (ob sie nun erfüllt werden oder nicht) – nicht unmißverständlich ist die Seite der inhaltlichen Verantwortung und die Frage, wie der Konsens herbeigeführt oder gesetzt wird – wie also die Macht der Auslegung und Interpretation der Idee gehandhabt wird (und welche Rechte bzw. welche Macht die Kursfrauen darin haben). Wahrscheinlich gibt es auch hier keine 'klare' oder unmißverständliche Lösung. Denn so wie das Projekt selber in dem vorne beschriebenen zerrenden Widerstreit der Signifikanten sich bewegt und ändert, ändert sich auch das Verhältnis zu den Kursfrauen und deren Beziehung untereinander. Unsere Erfahrungen mit verschiedenen Modellen der Zusammenarbeit zwischen Projektfrauen und Kursfrauen scheinen darauf hinauszulaufen, daß die Projektfrauen zu ihrer "Macht der Auslegung der Idee (Frauenschule)" in Bezug auf das Projekt stehen müssen, sofern diese sich bestimmt aus dem Gezerre um den/im Signifikanten, und nicht so sehr versuchen sollten, ihre Verantwortung mit den Kursfrauen zu teilen (denen ein Teil davon zuzuschieben aus Hoffnung auf Erleichterung und Gemeinsamkeit). Daß sie aber gleichzeitig, selbstverständlich, ihre Entscheidungen und Einschätzungen (wie die Kursfrau den Teilnehmerinnen) den Kursfrauen zur Verfügung stellen (sich ihnen aussetzen) müssen zur gemeinsamen Bearbeitung.

Diese Einschätzung hat z.B. zur Folge, daß Wünsche und Ansprüche an die Beteiligung der Kursfrauen an allgemeinen Projekt-Aktivitäten sinken, die Verantwortung für Fortbildung und sonstige Qualifikationsangebote (z.B. interne politische feministische Diskussionen) an die Kursfrauen dagegen nicht mehr als gemeinsames Interesse, sondern eben als Angebot (und in der Folge vielleicht: als Anforderung) des Projekts an die Kursfrauen erscheint. Ich habe allerdings den Verdacht, ohne mir dessen sicher zu sein, daß mit dieser Maßnahme sich doch wieder die Orientierung am dominanten Diskurs durchgesetzt hat – das würde dann bedeuten, daß sich der Zusam-

menhang unter den (Kurs- und Projekt-)Frauen mit der Veränderung des Signifikanten auch wieder verändern wird.

Geld

Auch das Verhältnis zum Geld und die Bedeutung, die das Geld annimmt, unterliegen in Frauenprojekten demselben vorne beschriebenen Spannungsverhältnis, wie es für die Projekte selbst konstitutiv ist. Da ist zum einen die Schwierigkeit, eine 'Maßeinheit' für das Engagement der Einzelnen zu definieren, denn als 'Maßeinheit' käme nur das Verhältnis Sog der Institution: Widerstand der Individuen (was gleichbedeutend ist mit: Wünsche der Frauen nach Befriedigung, öffentlicher Anerkennung ihrer Arbeit im dominanten Diskurs und Erhalt der Projekte: ihre Wünsche nach Distanz und Bezug zu sich selbst und ihr Wunsch nach Zerrüttung des Diskurses) in Frage (was nicht meßbar ist und nach Gleichbezahlung verlangt) – während sich faktisch meist die traditionellen Maßeinheiten Zeit und Position in der Hierarchie durchsetzen. Gleichzeitig wirkt sich existenziell/ständig existenzbedrohend die fehlende kulturelle Repräsentation von Frauen darin aus, daß die Arbeit der Projekte unter notorischem Geldmangel und ständiger materieller Unsicherheit leidet (was alle kollektiven Prozesse ungeheuer prägt: beunruhigend, lähmend bis, je nach persönlicher Charakterstruktur, enorm bedrohlich wirkt).

Für die Frauenschule sieht das in groben Umrissen etwa folgendermaßen aus:

In den ersten Jahren wurde ganz ohne Geld gearbeitet (die Projektfrauen finanzierten sich über Arbeitslosen- oder Sozialhilfe, die Kursfrauen begriffen ihre Arbeit als Solidaritätsbeitrag zur Gründung der Frauenschule) in städtischen Räumen, weit entfernt vom Ideal der Planungszeit. In den ersten beiden Jahren wurde der allergrößte Teil der Arbeitszeit der Projektfrauen darauf verwendet, Geld zu beschaffen bzw. alle Möglichkeiten zu sondieren und abzuklopfen, wo möglicherweise Mittel für das Projekt aufzutreiben wären. Obwohl wir einen außerordentlich langen Atem und sehr viel Sitzfleisch aufgewendet haben, war das Ergebnis gleich null – von einigen kleineren Zuwendungen abgesehen, und auch die waren nur bei großzügiger bis kühner Auslegung der jeweiligen Bestimmungen zu bekommen. Bei allen

angesprochenen Stellen (z.B.: auf Stadt-Ebene: Dezernenten, Fraktionen aller Parteien, Büro des OB; auf Landes-Ebene: ebenfalls die Parteien (also entsprechende Arbeitskreise o.ä.), Ministerien (Kultus und Soziales), Staatskanzlei; auf Bundes-Ebene: BMBW; dazu jede Menge Stiftungen) stand von Anfang an das Problem der Zuordnung der Frauenschule im Vordergrund: wohin gehört ein solches Projekt? Zu Kultur (Gegenargument: Sie machen Lebenshilfe), zu Soziales (Gegenargument: das ist Bildungsarbeit), zu Stadt (Gegenargument: Bildung ist Landeskompetenz), oder Land (Gegenargument: das ist vor allem was für die Frankfurterinnen) oder überhaupt irgendwo hin (Antwort einer großen Stiftung: "für Frauen haben wir keinen Schwerpunkt")?

Uns scheint, daß dieses Problem nicht nur vorgeschoben ist, aus dem Unwillen, so ein überflüssiges Luxus-Projekt zu finanzieren, und aus Geiz – sondern eben ein sehr plastisches Beispiel dafür ist, wie sich die Tatsache auswirkt, daß das Weibliche im herrschenden Diskurs nur zerstört und entwertet enthalten ist, es also keinen Anlaß gibt dafür, Frauen(projekten) sonderlichen Raum oder Wert zuzumessen.

Auch die vorne erwähnte große Spende einer Mäzenin hätte – so ungewöhnlich und glücklich sie schon war – die Existenz der Frauenschule, wie vorne beschrieben, nicht sichern können. Das brachte erst eine zufällige historische Situation mit sich: daß nämlich nach der Landtagswahl 1984 die Grüne Partei in Hessen ins Parlament einzog, daß die SPD deren Stimmen zum Regieren brauchte (durch Bündnis- und später Koalitionsvereinbarungen), daß mit Marita Haibach eine engagierte Frauenpolitikerin in der Grünen Landesgruppe saß und daß sie gute Kontakte zu autonomen Frauen hatte, die in kürzester Zeit ein Aktionsprogramm, eine Art Forderungskatalog autonomer Projekte und Frauengruppen zustandebrachten, das als 'Hessisches Aktionsprogramm für Frauen' Bestandteil der erklärten Regierungspolitik in Hessen bis 1988 war. Ohne dieses zufällige Zusammentreffen hätte es eine Frauenschule im jetzigen Umfang wahrscheinlich nie gegeben. Doch auch so waren die Bedingungen nahezu halsabschneiderisch. Bei Zuschüssen von ca. 40% auf die laufenden Kosten müssen (entsprechend den üblichen Verwendungsrichtlinien des Landes) von den Projekten die Kosten zu 100% nachgewiesen werden (in Zahlen: ein Projekt von der Größe der Frauenschule hat bei minimaler Auslegung einen Finanzbedarf von mindestens 350 tsd. Mark. Bei Zuschüssen von 120 bis 150 tsd. Mark müssen

mindestens 200 tsd. auf andere Weise aufgebracht und über Konten und Bücher als Ein- und Ausgaben abgerechnet werden).

Das ist allein schon schwierig genug, weil es die Projektfrauen den größten Teil ihrer Zeit und Energie kostet (was für eine Verschwendung! Man stelle sich vor, eine Theaterleitung, die dauernd betteln gehen muß, statt sich auf Dramaturgie, Intendanz und Spielplan zu konzentrieren) – wirkungsvoller und nachhaltiger schwächend ist jedoch vermutlich die sich immer wiederholende und immer aufs Neue bestätigende Erfahrung: Frauen kommen nicht vor, Frauen sind nicht vorgesehen, es gibt keinen Ort für uns, keine Bilder, keine Symbole, Frauen müssen ihre Ansprüche (und das heißt auch: ihre Existenz) unentwegt rechtfertigen. Und dieses 'Rechtfertigen' führt doch natürlich! – nie dazu, daß über die Sache selbst nachgedacht wird, daß sich also Dezernate oder Ministerien oder doch wenigstens PolitikerInnen der Parteien der inhaltlich-politischen Frage (Provokation, Kritik), die durch die Projekte an sie herangetragen wird, auch politisch, (d.h. auch im Kultur-, Bildungs- oder Wissenschaftsbereich) stellen würden.

Und deshalb auch ist kein erreichter Punkt jemals verlässlich. Als Gegenstand politischen Kalküls (in unserem Fall: politische Manövriermasse zwischen den Parteien) sind die Projekte ihrer (inhaltlich-politischen) Eigenart völlig entkleidet, es zählt nur der Marktwert im politischen Geschäft. Die vorher erwähnte Schwierigkeit, eine "Maßeinheit für das Engagement" der einzelnen Mitarbeiterinnen und damit gleichzeitig eine spezielle (dh. eigenartige, nicht von vorneherein nach kapitalistischer Konvention organisierte) Bemessungsgrundlage für die Bezahlung der Mitarbeiterinnen zu erfinden, hat hier eine objektive Wurzel: die Verwaltung des Mangels unter derart restriktiven Bedingungen macht nicht unbedingt erfinderisch.

Alltagsarbeit und Routine

Wie die Funktionsweise des Projekts insgesamt durch den ständigen Streit der Signifikanten bestimmt wird, so auch die tägliche Alltagsarbeit, in der zwischen den Zwängen des dominanten Systems (und dem Wunsch nach Anerkennung darin), den gegenläufigen Wünschen der Frauen, sofern sie dem Weiblichen (Begehren) entspringen (die unerfüllbar, also aus sich selbst forttreibend sind) und den Anforderungen des Alltags jeweils eine gemein-

same praktikable Arbeitsweise gefunden werden muß.

Wie alle binären Oppositionen falsch sind, so gilt aber auch hier nicht, daß die Orientierung am Dominanten allein für die Effektivierung der Arbeit und die Routine verantwortlich sei, der Offenheit gegenüber dem Weiblichen und seinem Begehren, den Diskurs außer Kraft zu setzen, aber das Chaos und die Strukturlosigkeit entsprechen würde. Die Frage, welche Ordnung, welche Arbeitsorganisation der Dynamik eines Frauenprojekts, wie ich sie vorne beschrieben habe (wenn sie sich denn etablieren könnte/würde), entsprechen würde, ist eigentlich müßig, da, wie bereits festgestellt, der Alltag von dem Gezerre um den Signifikanten geprägt und keine Lösung in Sicht ist. Sie ist auch jedenfalls naturgemäß nicht mit einem 'generellen Entwurf' zu beantworten. Aber so viel ist klar: ungeübt, wie wir notwendigerweise sind, muß sehr viel mehr geredet werden als in Betrieben mit funktionierender Struktur, es muß sehr viel mehr überlegt, ausprobiert, durchgespielt werden, bis sich auch die eingespielten Wahrnehmungen und Bewertungen von Struktur und Chaos verflüssigen. Diese Spannung äußert sich m.E. besonders in den Bereichen eines Projekts, in denen die geschäftsmäßige (Verwaltungs-)Logik dominiert, also in Büroorganisation, Systematik von Karteien und Verteilern, Werbung etc. und wirtschaftlichem Denken, also dem Abwägen zwischen politischer Wichtigkeit und deren Kosten. In fast allen Projekten, die ich kenne, gibt es daher den Wunsch, die Verwaltungsarbeiten abzutrennen, an einem eigenen Arbeitsplatz von einer Frau ausführen zu lassen (wodurch diese Arbeiten schneller und effizienter erledigt und die anderen Frauen von ihnen befreit würden), wobei dieser Wunsch als (selbständig sich entwickelnde) Notwendigkeit der Alltagsarbeit erscheint. Dem stehen sowohl moralisch-politische Skrupel entgegen (alle machen alles, nicht die 'niedereren' Arbeiten auf andere abschieben) – welche häufig dadurch beruhigt werden, daß intern ein Verdienstaussgleich unter den Frauen herbeigeführt wird, der zumindest die materielle Diskriminierung der unterschiedlichen Arbeiten verhindert.

Es wirkt dem aber noch etwas anderes entgegen, was, wie ich vermute, seine Wurzeln in eben dem Widerstreit der Signifikanten hat. Wenn, wie ich vorne beschrieben habe, die weibliche Einspruchsfigur immer ist: 'effizient wofür, erfolgreich gemessen woran, in wessen Namen wird gesprochen', dann unterzieht sie auch hier jeden Ansatz zur Effektivierung und Rationalisierung einer Überprüfung, 'in wessen Namen' diese geschieht und gesche-

hen soll.

Natürlich erfordern es der Alltag und der eigene Kräftehaushalt, wiederkehrende Arbeitsabschnitte (Programm-Organisation, Werbungsphasen etc.) ohne ständige übermäßige innere Beteiligung zu absolvieren, arbeitsteilig vorzugehen, Arbeitsgänge zu wiederholen, ohne jedesmal auf's Neue über sie nachzudenken etc. Das ständige Dazwischenreden und Gezerre (die 'Sinnfragen', warum muß dies eigentlich so gemacht werden und ist jenes wirklich so wichtig...) wirkt beunruhigend und nervend (macht aber auch Lust darauf, alle Perspektiven und auch den eigenen Alltag immer wieder zu verändern). Die wirklich banalen und repetitiven Tätigkeiten (kontieren, Vordrucke ausfüllen, Briefumschläge schreiben) haben aber in einem ('Bildungs'-)Projekt nur einen geringen Umfang, im größten Teil des Tages sind die Arbeiten, die Spaß machen und 'wichtig' erscheinen, durchsetzt mit unwesentlich (oder 'unqualifiziert') erscheinenden.

Die Parallele zur Hausarbeit/Reproduktionsarbeit¹⁹⁾ ist übersehbar. Hier wie dort vermischen sich unterfordernde, qualifizierte (ein spezifisches Können voraussetzende) und gänzlich unqualifizierte Tätigkeiten, die sich in der Reproduktionsarbeit als untrennbar zeigen – was ihre wesentliche Charakteristik ausmacht und sich letztlich auch als Qualität erweist, weil Zeichen dafür, daß anstelle (oder zumindest: neben) der Logik der Effizienz und des Verwertungsinteresses eine andere Logik wirksam ist, eine andere Ökonomie, in der Arbeit als Beteiligtsein erscheint und Macht nicht als Überordnung, sondern als widersprüchliches Verhältnis, und "das Geben sich und die Möglichkeit der Liebe nicht berechnet" (Cixous).

Es gibt in der Projektarbeit wohl einen Bereich, einen Aspekt, der explizit hausfraulich oder sozialarbeiterisch, mütterlich-fürsorglich ist: eine gewisse Fürsorglichkeit in der Gestaltung und Pflege der Räume für die Benutzerinnen (nicht nur das Kloputzen aus Mangel an Geld für eine Putzfrau, auch die Sorge dafür, alles ansprechend und instand zu halten, um es den anderen, Teilnehmerinnen und Kursfrauen, angenehm und bequem zu machen: aufräumen, Stühle tragen, renovieren etc.), das Bereitstellen von Annehmlichkeiten (z.B. Geräte ausleihen und benutzungsfertig hinstellen ("Du brauchst nur noch den Stecker einzustecken.."), die Sorge für eine reibungslose Organisation, die ständige Bereitschaft, Frauen, die anrufen oder ins Büro kommen, Informationen zu beschaffen, Literaturhinweise zu geben, deren individuelle Notlagen zu besprechen und und und verbunden mit der der

Reproduktionsarbeit eigentümlichen Charakteristik, daß die eigenen Wünsche darin unbefriedigt bleiben (für 'Arbeit aus Liebe' gibt es keinen Dank). Auf dieser Ebene geht es um Versorgung und Schutz, auf der Ebene der geschäftsmäßigen Verwaltung um Aneignung und Beherrschung und das Gezerre im Signifikanten will Versorgung und Beherrschung so irritieren und stören, daß statt dessen etwas anderes stattfinden kann. Ich bin daher der Ansicht (ohne daß darüber Konsens in der Frauenschule besteht), da das Abtrennen des 'Reproduktionsbereichs' jede Produktionsweise verändert (und abhängig macht) und in der Organisation von Verwaltung und Geld ein eminentes Machtpotential steckt, daß das Bemühen, den Signifikanten Phallus zu entthronen und den dominanten Diskurs zu zersetzen, seine Stärke erst da erweist, wo es sich nicht auf einen Bereich 'inhaltlicher Planung' beschränkt, sondern auch die Logik der Verwaltung infizieren kann.

So sieht also langfristig die Basis des 'routinierten Projektalltags' aus – und es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß jede Projektmitarbeiterin in sich selbst dieses Gezerre ausbalancieren kann. Auch innerhalb jedes Projekt-Teams liegen (wie im Innern jeder einzelnen Mitarbeiterin) die einzelnen Vorlieben, Gewichtungen, Abwehr und Wünsche miteinander im Streit – und doch kann nur das Team in seiner unterschiedlichen Zusammensetzung und in der Zusammenarbeit die Gewähr dafür bieten, daß die Balance zwischen Erstarrung und Chaos gehalten wird.

Anmerkungen

- 1) Norbert Hatebur, Antikes Patriarchat und Frauenfeindlichkeit, Münster 1987, S. 137 f.
- 2) Irigaray, a.a.O. S. 155
- 3) Hélène Cixous, Weiblichkeit in der Schrift, Berlin 1980, S. 80. *vgl. Hélène Cixous "Vivre L'orange", ed. de Femmes, Paris 1979, auszugsweise in diesem Band, S. 108 ff.
- 4) Jacques Lacan, Encore, Weinheim 1986, S. 106
- 5) Marie-Claire Boons, Die Institution als (dreifacher) Ort, in: Between the devil and the deep blue sea. Psychoanalyse im Netz, Freiburg 1987
- 6) alle nicht besonders gekennzeichneten Zitate im folgenden Abschnitt beziehen sich auf den o.g. Aufsatz von M.-C. Boons.

- 7) Sigmund Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse, in: Kulturtheoretische Schriften, Ffm 1974, S. 108
- 8) Sigmund Freud, a.a.O., S. 105
- 9) natürlich gibt es dieses Wort in der deutschen Sprache nicht, und vielleicht ist es auch ein bißchen albern. Ich verwende es aber da, wo es sich bei den 'Mitgliedern' um Frauen handelt und ich das sichtbar machen möchte.
- 10) Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur, in: Kulturtheoretische Schriften, Ffm. 1974, S. 243
- 11) ebd., S. 243
- 12) Freud, Massenpsychologie, a.a.O., S. 110
- 13) ebd. S. 109 f.
- 14) Luce Irigaray, a.a.O., S. 165f.
- 15) Lacan, Encore, a.a.O. S. 37
- 16) vgl. das Konzept des FFBIZ, in: Gibt es eine Autonome Frauenbildungs-Arbeit? Eine Bilanz. Frankfurt a.M. 1982
- 17) vgl. z.B. die Selbstdarstellung der Frauenwerkstatt Wiesbaden, ebd.
- 18) "Darüberhinaus ist zu beachten, daß jeder Platz in einer Institution mit einer Position des Wissens ausgestattet ist: einen Platz zu haben, bedeutet in den Augen anderer, daß man etwas weiß, was sie nicht wissen. Hier finden wir eine ganz und gar typische imaginäre Folgeerscheinung des Symbolischen." Boons, a.a.O. S. 41
- 19) Beide Begriffe verwende ich nur noch sehr unwillig. Der Begriff 'Hausarbeit' greift zu kurz, kann das, wovon die Rede ist, nicht erfassen. 'Reproduktionsarbeit' scheint umfassender, suggeriert aber einen falschen Gegensatz zwischen außerhäuslicher Arbeit (als 'produktiver') und der häuslichen als 're-(also: nicht-)produktiver Arbeit. Derzeit steht aber keine ersetzende Begrifflichkeit zur Verfügung.

Literatur

- Anselm, Sigrun*, Mitverf. – Theorien weiblicher Subjektivität, Frankfurt a.M. 1985
- Arendt, Hannah* – Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München 1986
- Bäumer, Gertrud* – in: Die Frau, Heft 7, 1933
- Benjamin, Jessica* – Die Fesseln der Liebe, in: Feministische Studien 4, 1985
- Becker-Schmidt, Regina* und *Knapp, Gudrun-Axeli* – Geschlechtertrennung-Geschlechterdifferenz, Bonn 1987
- Blochmann, Elisabeth* – Das "Frauenzimmer" und die "Gelehrsamkeit", Heidelberg 1966
- Boons, Marie-Claire* – Die Institution als dreifacher Ort, in: Between the devil and the deep blue sea. Psychoanalyse im Netz, Freiburg 1988
- Braun, von, Christina* – Nicht ich: Logik, Lüge, Libido, Frankfurt a.M. 1985
- Chasseguet-Smirgel, Janine*, Hrsg. – Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt a.M., 1974
- Chasseguet-Smirgel, Janine* – Das Ichideal, Frankfurt a.M. 1986
- Chodorow, Nancy* – Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München 1985
- Cixous, Hélène* – Die unendliche Zirkulation des Begehrens, Berlin 1977
- Cixous, Hélène* – Weiblichkeit in der Schrift, Berlin 1980
- Conrad, Judith* und *Konnertz, Ursula*, Hrsg. – Weiblichkeit in der Moderne, Ansätze feministischer Vernunftkritik, Tübingen 1986
- Derichs-Kunstmann, Karin*, Hrsg. – Frauenbildungsarbeit, Lernen und Arbeiten im Schatten, Bielefeld 1984
- Derrida, Jacques* – Die Schrift und die Differenz, Frankfurt a.M. 1976
- Derrida, Jacques*, Grammatologie, Frankfurt a.M. 1983
- Derrida, Jacques*, Die Postkarte, Berlin 1982
- Dohm, Hedwig* – Die Frau ist frei geboren, in: Texte zur Frauenemanzipation II, München 1981
- Dolto, Françoise* – Über das Begehren, Stuttgart 1988

Erdheim, Mario – Mann und Frau, Kultur und Familie, in: Befreiung zum Widerstand, Aufsätze zu Feminismus, Psychoanalyse und Politik, Frankfurt a.M. 1987

Erdheim, Mario – Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit, Frankfurt a.M. 1982

Fachinelle, Elvio – Der stehende Pfeil, Berlin 1981

Fenichel, Otto – Aufsätze Bd. II, München 1985

Foucault, Michel – Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a.M. 1977

Foucault, Michel – Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a.M. 1974

Foucault, Michel – Archäologie des Wissens, Frankfurt a.M. 1973

Fox Keller, Evelyn – Liebe, Macht und Erkenntnis, München 1986

Freud, Sigmund – Das Unbehagen in der Kultur, in: Kulturtheoretische Schriften, Frankfurt a.M. 1974

Freud, Sigmund – Massenpsychologie und Ich-Analyse, in: Kulturtheoretische Schriften, Frankfurt a.M. 1974, und in: GW Bd. XIII, Frankfurt a.M. 1969

Freud, Sigmund – Totem und Tabu, in: Kulturtheoretische Schriften, Frankfurt a.M. 1974, und in: GW Bd. IX, Frankfurt a.M. 1969

Freud, Sigmund – Über die weibliche Sexualität, GW Bd. XIV, Frankfurt a.M. 1969

Gilligan, Carol – Die andere Stimme, München 1984

Hatebur, Norbert – Antikes Patriarchat und Frauenfeindlichkeit, Münster 1987

Hite, Shire – Frauen und Liebe, Darmstadt 1987

Honegger, Claudia und Heintz, Bettina, Hrsg. – Listen der Ohnmacht, Frankfurt a.M. 1981

Irigaray, Luce – Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979

Irigaray, Luce – Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt a.M. 1980

Irigaray, Luce – Zur Geschlechterdifferenz, Wien 1987

Jacobi-Dittrich, Juliane und Lelle, Helga – Erziehung jenseits patriarchalischer Leitbilder? in: Feministische Studien, Nr.1, 6. Jahrg., Weinheim 1988

Kestenberg, Judith – Der komplexe Charakter weiblicher Identität, in: Psyche 4/1988, 42. Jahrgang

Kofmann, Sarah – Melancholie der Kunst, Wien 1986

Kofmann, Sarah – Rousseau und die Frauen, Tübingen 1986

Kristeva, Julia – Die Revolution der poetischen Sprache, Frankfurt a.M. 1978

Lacan, Jacques – Encore. Das Seminar Buch XX, Weinheim 1986

Lacan, Jacques – Schriften, Bd. I, Weinheim 1986

Lacan, Jacques – Schriften. Bd. II. Olten 1975

Lange, Helene – in: Klinkhardts Paedagogische Quellentexte zur Frauenbewegung und Frauenbildung, Bad Heilbrunn 1964

Lenk, Elisabeth – Die unbewußte Gesellschaft, München 1983

Libreria delle donne di milano – Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue Kulturtheorie, Berlin 1988

Lipowatz, Thanos – Die Verleugnung des Politischen, Weinheim 1986

Liotard, Jean-Francois – Das postmoderne Wissen, Wien 1986

Liotard, Jean-Francois – Der Widerstreit, München 1987

Liotard, Jean-Francois (hrsg. Peter Engelmann) – Heidegger und "die Juden", Wien 1988

Meyer, Eva – Vorspiel-Annäherung an eine andere Schreibweise, in: Weiblich-Männlich, Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit, Hrsg. Brigitte Wartmann, Berlin 1980

Meyer, Eva – Zählen und Erzählen, Berlin 1983

Nadig, Maya – Frauen in der Kultur-Macht und Ohnmacht, in: Schaeffer-Hegel, Barbara, Hrsg., Frauen und Macht, Berlin 1984

Olivier, Christine – Jokastes Kinder, Düsseldorf 1987

Psychoanalytisches Seminar Zürich, Hrsg. – Between the devil and the deep blue sea. Psychoanalyse im Netz, Freiburg 1987

Psychoanalytisches Seminar Zürich, Hrsg. – Sexualität, Frankfurt a.M. 1986

Reese-Schäfer, Walter – Lyotard zur Einführung, Hamburg 1988

Schaeffer-Hegel, Barbara – Plädoyer und Thesen für ein feministisches Bildungskonzept, in: Schule und Gleichberechtigung. Symposium des AK Frauenstudien in den Erziehungswissenschaften, Frankfurt a.M. 1987

Schmauch, Ulrike – Tendenzen des Wandels der Familien- und Lebensformen in Hessen. Sozial-ökologisches Arbeitspapier 31, Hrsg. Forschungsgruppe Soziale Ökologie, Frankfurt a.M. 1987

Schröder, Hannelore, Hrsg. – Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation, München 1981

Schuller, Marianne – Vergabe des Wissens, in: Konkursbuch 12, Frauen Macht, Tübingen 1984

- Schuller, Marianne* – Widerstand oder Anpassung zum Widerstand. Zum Funktionieren von Frauen in wissenschaftlichen Institutionen, in: Frauenpolitik zwischen Traum und Trauma, Berlin 1984
- Theweleit, Klaus* – Männerphantasien, Hamburg 1980
- Tornieporth, Gerda* – Studien zur Frauenbildung, Weinheim 1979
- Trettin, Käthe* – Über das Suspekte am neuen Ethik-Interesse: Anmerkungen zu Luce Irigaray, in: Materialienband 2, Facetten feministischer Theoriebildung, Frankfurt a.M. 1987
- Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen*, Hrsg. – Gibt es eine Autonome FrauenbildungsArbeit? Eine Bilanz. Frankfurt a.M. 1983
- Weber, Samuel* – Rückkehr zu Freud, Frankfurt a.M. 1978
- Wellmer, Albrecht* – Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne, Frankfurt a.M. 1985

Die Reihe Materialienband - Inhalt der Bände 1 - 6

Band 1

Christel Eckart: Töchter in der 'vaterlosen Gesellschaft'. Das Vorbild des Vaters als Sackgasse zur Autonomie. / Ulrike Schmauch: Entdämonisierung der Männer - eine gefährliche Wende in der Frauenbewegung? / Dörthe Jung: Körper-Macht-Spiele. Unökonomische Gedanken zu weiblichen und männlichen Körper-Präsentationen in öffentlichen Räumen / Ulrike Teubner: Zur Frage der Aneignung von Technik und Natur durch Frauen - oder der Versuch, gegen die Dichotomien zu denken / Barbara Rendtorff: Macht und Ohnmacht - Liebe und Kampf zwischen Müttern und Kindern

Band 2

Käthe Trettin: Über das Suspekte am neuen Ethik-Interesse: Anmerkungen zu Luce Irigaray / Mechthild Zeul: Warum war 'Kramer gegen Kramer' ein Publikumsereignis? Versuch einer psychoanalytischen Deutung / Ulrike Prokop: Die Freundschaft zwischen Katharina Elisabeth Goethe und Bettina Brentano - Aspekte weiblicher Tradition / Barbara Köster: Weiblicher Masochismus

Band 3

Ulrike Schmauch: Frauenbewegung und Psychoanalyse - öffentliche und verborgene Seiten einer schwierigen Beziehung / Karin Windaus-Walser: Antisemitismus - eine Männerkrankheit?? Zum feministischen Umgang mit dem Nationalsozialismus / Heide Moldenhauer: Frauen und Architektur / Barbara Rendtorff: Der gute Mensch Frau - Zum Wesen und Unwesen von Frauen und unserer frauenbewegten Ideologie / Ellen Reinke: Psychoanalytische und sozialstrukturelle Überlegungen zum Abwehrmodus der 'altruistischen Abtretung': Minni Tipp und Anna Freud gewidmet

Band 4

Regina Dackweiler: "Dienende Herzen" - Schriftstellerinnen des Nationalsozialismus / Mechthild Zeul: Der Abwehrcharakter des Penisneids und seine Bedeutung für das sexuelle und soziale Verhalten der Frau: ein klinischer Beitrag / Barbara Holland-Cunz: Reform - Revolution - Wandel. Transformationsvorstellungen in der feministischen Theorie / Gisela Wülfing: In der Wildnis der Differenz-ohne geschichtes Hinterland / Pia Schmid: Säugling-Seide-Siff. Frauenleben in Berlin um 1800

Band 5

Vorträge von Luisa Muraro: Der Begriff der weiblichen Genealogie / Die symbolische Ordnung der Mutter / Die Passion der Geschlechterdifferenz

Band 6

Luce Irigaray: Das vergessene Geheimnis weiblicher Genealogien - Edith Seifert: Zur Frage der psychischen Geschlechtsgenealogie - Marianne Schuller: Wie entsteht weibliche Freiheit? - Alexandra Pätzold: An der Grenze von Physis und Metaphysik - Eva Meyer: Die Autobiographie der Schrift - Gerburg Treusch-Dieter: Das Kästchenproblem. Zum Psyche-Mythos bei Freud.

Bestellung

Hiermit bestelle ich aus der Reihe 'Materialienband' Band Nr.:.....
gegen Rechnung.

Name:

Adresse:

Datum und Unterschrift:

Abonnement-Vordruck

Ich möchte die Reihe 'Materialienband' abonnieren. Jeder Band wird mir nach Erscheinen zugeschickt, Rechnung anbei.

Name:

Adresse:

Datum und Unterschrift:

(Widerruf des Abos bitte schriftlich an uns)